

WIK

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST



**HILARY PUTNAM
ZUR LAGE DER SOZIAL-
WISSENSCHAFTEN**

**LUDWIG NAGL
PUTNAM VS. PUTNAM**

**ELISABETH LIST
DISKUSSIONSBEMERKUNGEN ZU
PUTNAM**

**FRANZ RICHARD REITER
SYMPOSION „DIE KRISE DER
PHÄNOMENOLOGIE UND DIE
PRAGMATIK DES WISSENSCHAFTS-
FORTSCHRITTS“**

**SEPP RIEDER
REFORM DER BEDINGTEN ENTLASSUNG**

**KLAUS NÜCHTERN
LITERATURSOZIOLOGISCHE THEORIEN
PETER BÜRGERS**

**BETTINA GRUBER
„... AUF GEBLÜH UND GEDEIH“
ELFRIEDE JELINEKS NEUESTE PROSA**

BÜCHER

MICHAEL BENEDIKT
RUDOLF BURGER
(Hrsg.):
DIE KRISE
DER PHÄNOMENOLOGIE
UND DIE PRAGMATIK
DES
WISSENSCHAFTS-
FORTSCHRITTS



DAS BUCH

Anlässlich des fünfzigsten Jahrestages der Vorträge „Die Krisis der europäischen Wissenschaft und die transzendente Phänomenologie“, die Edmund Husserl im Mai 1935 in Wien vor dem österreichischen Kulturbund gehalten hatte, fand vom 10. bis 13. Mai 1985 im Rahmen der „Wiener Gespräche zur Philosophie“ ein internationaler Kongreß über Probleme der phänomenologischen Forschung statt.

Um die vielschichtigen und weitreichenden Auswirkungen des Werkes dieses „letzten wirklichen Erkenntnistheoretikers“ (Max Horkheimer) auf die Gegenwartsphilosophie zu beleuchten, wurden die bedeutendsten Vertreter zeitgenössischer philosophischer Strömungen, von der analytischen Philosophie über die Kritische Theorie bis zum Poststrukturalismus, geladen. Die Intensität der Debatten, die Aufmerksamkeit und der Andrang der Zuhörer und darüber hinaus die Resonanz, welche die Konferenz in der internationalen Diskussion gefunden hat, waren außerordentlich.

Um diese Diskussion im Interesse einer rationalen Auseinandersetzung mit Gegenwartsproblemen in erweiterter Form fortzuführen, werden alle Referate und Beiträge des Kongresses in von den Autoren unter Berücksichtigung der wechselseitigen Kritik überarbeiteter Form in diesem Band veröffentlicht.

**Michael Benedikt
Rudolf Burger**

Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts

Sachbuch

ca. 250 Seiten, einfarbig gedruckt auf
70 g schwerem Offsetpapier.

Format 17×24 cm

Ganzpappband mit zweifarbigen
cellophaniertem Überzug.

Fadenheftung

ISBN 3-7046-0043-1

**DM 43,80, öS 338,—,
sfr 36,80**

Erscheinungstermin:

Frühjahr 1986

Zielgruppe:

Philosophisch interessierte Leser

DIE HERAUSGEBER:

Michael Benedikt ist Ordinarius für Philosophie an der Universität Wien; Rudolf Burger ist Universitäts-Dozent für Wissenschaftssoziologie und Leiter der Abteilung für Sozialforschung im Wissenschaftsministerium in Wien.

Der Band enthält Beiträge folgender Autoren:

Karl-Otto Apel

Garbis Kortian

Hans-Dieter Bahr

Peter Malina

Michael Benedikt

Jacques Poulain

Rudolf Burger

Otto Pfersman

Michel Deguy

Hilary Putnam

Jacques Derrida

Richard Rorty

Vincent Descombes

Charles Taylor

Istvan Fehér

Reiner Wiehl

Herbert Klima



EDITION S

iwk

EDITORIAL

Hilary Putnam Zur Lage der Sozialwissenschaften	86
Ludwig Nagl Putnam vs. Putnam (Diskussionsbemerkung)	91
Elisabeth List Diskussionsbemerkungen zum Vortrag von Hilary Putnam	93
Franz Richard Reiter Symposion „Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts“ (ORF-Sendung)	96
Sepp Rieder Reform der bedingten Entlassung	102
Klaus Nüchtern Zu einigen literatursoziologischen Thesen Peter Bürgers	106
Bettina Gruber „... auf Geblüh und Gedeih“ Anmerkungen zur neuesten Prosa Elfriede Jelineks	110
Bücher	113

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST NR. 4

40. JAHRGANG 1985

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42
1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J.H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.

Im Rahmen der IWK-Vortragsreihe „Philosophie und Sozialwissenschaften“ beschäftigte sich Professor Hilary Putnam in seinem Vortrag zur Lage der Sozialwissenschaften mit wissenschaftstheoretischen und methodologischen Problemen der heutigen Forschung. Der in diesem Heft abgedruckte Beitrag, der vor allem die gegenwärtige angloamerikanische Diskussion beinhaltet, wird durch zwei kritische Kommentare österreichischer Wissenschaftler ergänzt.

Als Fortsetzung dieser Großvortragsreihe startete das IWK, beginnend mit Vorträgen der Professoren Werner Leinfellner, Paul Neurath und Dieter Senghaas, die neue Reihe „Wissenschaftliche Weltauffassung“. In dieser sollen in insgesamt zwölf Vorträgen bis zum Frühjahr 1987 Bausteine eines modernen wissenschaftlichen Weltbildes durch hervorragende Vertreter von Natur- und Sozialwissenschaften präsentiert und anschließend veröffentlicht werden.

Einen zweiten – philosophischen – Schwerpunkt bildet das im Rahmen der „Wiener Gespräche zur Philosophie“ im Mai 1985 abgehaltene Symposion „Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts“. Der ORF-Bericht von Franz Richard Reiter wird in diesem Heft gleichfalls abgedruckt. Alle Referate und Beiträge dieses Symposions erscheinen im Frühjahr dieses Jahres in der Edition S des Verlages der Österreichischen Staatsdruckerei.

Die „Wiener Gespräche zur Philosophie“ werden im Juni 1986 fortgesetzt mit einem internationalen Symposion zum Thema „Bewußtseinstheorien und der semantische Ansatz“.



Univ.Prof. Dr. Alfred Gisel
Präsident

Umschlagfoto: Aula des von Walter Gropius entworfenen Bauhaus-Gebäudes in Dessau. Stahlrohrstühle nach Entwurf von Marcel Breuer.

Hilary Putnam ZUR LAGE DER SOZIALWISSENSCHAFTEN

Dichter sprechen mit Vorliebe über das Wesen der Dichtkunst, Physiker gerne über die Grundlagen der Physik, Ökonomen mit Vergnügen über das Wesen der Ökonomie, und natürlich reden auch Philosophen mit Freuden über das Wesen der Philosophie. Ob hingegen diese vielen Debatten über Disziplinen auch von entsprechenden inhaltlichen Fortschritten in den einzelnen Gebieten begleitet werden, soll für das erste einmal dahingestellt bleiben...

Ein Nebenprodukt dieser großen Masse an Manifesten und Ideologien ist unter anderem die endlose Diskussion über den genauen Status der „Sozialwissenschaften“. Sind sie denn überhaupt empirische Wissenschaften? Mein Beitrag zu dieser Kontroverse kann dabei nur bescheiden sein. Ich möchte vorschlagen, daß der Begriff „empirische Wissenschaft“ nicht zu jenen Konzepten gehört, die etwas zur Klärung der Probleme in den sozialwissenschaftlichen Disziplinen beitragen können. Der Begriff „empirische Wissenschaft“ ist im wesentlichen zu vage, seine eigene Struktur zu brüchig, um jene Gewichtigkeit zu erlangen, die in den Debatten zum Status der Sozialwissenschaften gefordert wäre.

Vielleicht ist dies aber gar keine so triviale Behauptung! Denn immerhin scheint es im normalen Alltagsverständnis doch so zu sein, als ob der Begriff „empirische Wissenschaft“ als ein festumrissenes Konzept existierte; und auch die Frage, ob die Geschichtswissenschaft, die Ökonomie oder die Soziologie eine empirische Wissenschaft sei oder wenigstens sein könnte, wird ebenfalls weithin als ein äußerst sinnvolles – obschon kontroversielles – Problem anerkannt. Aber ich glaube gerade nicht, daß diesem Problem eine klar umgrenzte Bedeutung zukommt!

Die Behauptung, die ich verteidigen möchte, ist die folgende: Der Begriff der „empirischen Wissenschaft“ enthält von allem Anfang an eine grundlegende „Unschärfe“; und wegen dieser begrifflichen „Unschärfe“ ist auch jeder Versuch zum Scheitern verurteilt, mit Hilfe dieses Konzepts eine ernsthafte philosophische Analyse zu entwickeln. Mit dieser Behauptung sage ich nun nicht, daß dieser Begriff überhaupt keinen Gebrauch hätte. Bekanntlich lehrte uns Ludwig Wittgenstein, daß nicht alle Begriffe über „notwendige und hinreichende Bedingungen“ verfügten. Bei vielen Konzepten stehen uns nur Musterfälle für ihre Anwendung zur Verfügung; und nicht

Im Mai 1985 hielt Hilary Putnam diesen Vortrag im Rahmen der iwk-Reihe „Philosophie und Sozialwissenschaften“. Hilary Putnam ist seit 1965 Professor für Philosophie, moderne Mathematik und mathematische Logik an der Harvard University. Davor bekleidete er akademische Funktionen an der Northwestern University und an der Princeton University; von 1961 bis 1965 war er Professor für Wissenschaftstheorie am Massachusetts Institute for Technology. Er ist Mitglied der amerikanischen Akademie für Wissenschaft und Kunst und korrespondierendes Mitglied der Britischen Akademie.

selten handelt es sich dabei um mehrere derartiger Musterfälle. Ich glaube, daß der Begriff „empirische Wissenschaft“ zu dieser letzteren Art von Konzepten gehört.

Nun ist es zwar klar, was den Musterfall einer empirischen Wissenschaft darstellt: der Musterfall, das Paradigma par excellence sozusagen, ist die Physik. Aber worin besteht die Mustergültigkeit der Physik? Hierfür eröffnen sich Möglichkeiten für unterschiedliche Antworten; und es liegt in diesen verschiedenen Antworten begründet, welche eine „Unschärfe“ im Begriff der „empirischen Wissenschaft“ erzeugen.

Die unterschiedlichen Antworten, von denen ich spreche, sind zwei Positionen, welche Wissenschaftsphilosophen von allem Anfang an stark beeindruckt haben. Beinahe jeder Empirist wurde von beiden Richtungen angezogen; und gerade der größte Empirist der Gegenwart, Willard Van Orman Quine, zeigte sich, was in seiner Ideenentwicklung besonders klar zu Tage tritt, zunächst vom „diskreten Charme“ der einen und dann von der Attraktivität der anderen dieser zwei Grundpositionen angezogen. Weiters glaube ich auch, daß man dieselbe Art des Oszillierens in den Schriften von Rudolf Carnap nachweisen kann – und hier ganz besonders in jenen Seminarmitschriften, die von Martin Gardner herausgegeben und unter dem Titel „Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaft“ veröffentlicht wurden.

Die eine der beiden Antworten auf die Frage, was denn die Physik so besonders auszeichne, ist die folgende: Ihr charakteristisches Merkmal besteht in ihrer Methode. Die Physik schuldet ihren Erfolg einer speziellen Methode; und als „empirische Wissenschaft“ gilt dann vor allem, was sich dieser ganz besonderen Methode bedient. Dies ist wahrscheinlich die Grundidee hinter dem klassischen Empirismus und Positivismus. In ihrer reinsten Form zeigt sie sich in der Comteschen Vorschrift, jene veralteten Fragen nach dem „Warum“ beiseitezuschieben und sich nur um das „Wie“ zu kümmern. Frei interpretiert ließe sich die Comtesche Position so zusammenfassen: Auf die Erkenntnistheorie, nicht auf die Ontologie, kommt es an.

Aber der Aufstieg einer oder genauer: mehrerer philosophischer Schulen, welche, wie es so schön heißt, die Ergebnisse der Naturwissenschaften ernst nehmen, hatte Konsequenzen gehabt, die wahrscheinlich von Anbeginn an vorhersehbar gewesen wären: Wenn wir nämlich tatsächlich die Resultate der Naturwissenschaften ernst nehmen, dann erhebt sich natürlich sofort die Frage, warum wir ihre Ergebnisse nicht auch wortwörtlich akzeptieren sollen. Der klassische Empirismus nahm zwar die Methodologie der Naturwissenschaften äußerst ernst, aber er fühlte sich immerhin ungebunden genug, ihre Inhalte im Lichte seiner jeweiligen Prinzipien umzuinterpretieren. Die wissenschaftliche Redeweise über Atome und Bakterien, über – um ein gegenwartsbezogeneres Beispiel heranzuziehen – schwarze Löcher oder, ganz allgemein, über alles, was gerade an theoretischen Entitäten „en vogue“ ist, stelle nur ein hochgradig „abgeleitetes“ Sprechen über Sinneseindrücke dar – so pflegten dies jedenfalls Empiristen stolz zu behaupten. Aber nahmen nicht diese Empiristen ihre eigenen philosophischen Doktrinen – ihre Wahrnehmungstheorien beispielsweise – ernster als die Naturwissenschaft?

Es konnte daher nicht ausbleiben, daß sich Philosophen fragen mußten, ob ein konsequenter Wissenschaftsphilosoph die Resultate der Naturwissenschaften nicht buchstäblich als wahr akzeptieren – oder immerhin für so wahr wie nur irgendetwas sein kann – halten sollte – wobei man die Entdeckung unvermeidlicher Fehler dem wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt selbst anheimstellte. Und sollte man daher nicht vielmehr zum Materialisten werden als irgendeine Spielart eines subjektiven Idealisten abgeben, wenn man wissenschaftliche Ergebnisse ernsthaft als das bestverfügbare Wissen akzeptiert?

Wie ich schon oben erwähnte, sieht man in den Arbeiten von Quine diese zwei Pole der philosophischen Reflexion sehr klar hervortreten. In der Vorlesung „On What There Is“ werden materielle Objekte als „Voraussetzungen“ und sogar als „mythologische Wesen“ beschrieben, die sich von den Göttern Homers nur durch ihre größere Nützlichkeit auszeichnen. Aber von den Aufsätzen „The Scope and Language in Science“ (1954) und „Epistemology Naturalized“ (1968) an lautete die Quinesche Behauptung eher, daß die Physik und nur die Physik zur wahren und grundlegenden Natur der Wirklichkeit vorstoße – oder wenigstens das Programm habe, dazu vorzustoßen. Und gegenwärtig läßt sich ja sogar feststellen, daß Quine seine Haltung zur Physik als „robusten Realismus“ apostrophiert.

Wenn die Grundidee des klassischen Empirismus die Vorstellung war, daß es die Methode sei, welche die Physik besonders hervorhebt, dann soll die Idee, wonach das Charakteristikum der Physik in der Aufdeckung der wahren und grundlegenden Natur der äußeren Welt und in der Entdeckung jener Eigenschaften liege, welche Dinge „an sich“ haben, das „Dogma“ des klassischen Materialismus genannt werden. Was ich damit zum Ausdruck bringen möchte, ist vor allem, daß zwei Philosophien und nicht eine seit jeher von sich behaupteten, „wissenschaftliche Philosophie“ oder, um die übliche Branchenbezeichnung zu bemühen, „Wissenschaftstheorie“ zu betreiben. Und da der Empirismus zu einer Geisteshaltung führt, die ihn für den Materialismus empfänglich macht, bildet der Empirismus keine stabile Position aus: Der Zyklus „Empirismus – Positivismus – Wissenschaftsgläubigkeit – Materialismus – Methodengläubigkeit – Empirismus“ wiederholt sich immer wieder aufs neue. Um diesen Punkt auf eine andere Weise zu präsentieren, die in ihrer begrifflichen Separierung zwei bedeutenden philosophischen Teilgebieten entspricht: Man kann sich die Physik als primär epistemologisch oder als in erster Linie ontologisch ausgezeichnet denken. Und die daraus resultierenden „Wissenschaftsmodelle“ werden naturgemäß sehr verschieden ausfallen.

Diese Unterschiedlichkeit in den „Modellen“ wird teilweise durch eine gewisse Vagheit im Begriff der „wissenschaftlichen Methode“ verdeckt. Ob nämlich die Naturwissenschaft überhaupt ein Verfahren besitzt, das klar und einheitlich genug wäre, als „Methode“ bezeichnet zu werden, hängt naturgemäß davon ab, welche alternativen Verfahren berücksichtigt werden. Zu den Zeiten von Francis Bacon hätten die Alternativen in den aprioristischen und traditionellen Methoden der Wissenschaften

des Spätmittelalters und der frühen Renaissance bestanden. Damals war sowohl für Bacon als auch für seine Zeitgenossen klar erkennbar, daß er – gemessen an diesen Alternativen – etwas radikal Neues vorschlug. Fragen an die Natur zu stellen, auf partikuläre Einsichten und nicht auf die geistige Intuition von Substanzen zu setzen und sequentielle Experimente so zu entwerfen, daß die Natur gezwungen werden konnte, die an sie gestellten Fragen eindeutig zu beantworten – diese Prinzipien stellten damals revolutionäre Ideen dar. Heute hingegen haben alle Disziplinen, die sich der empirischen Forschung widmen, apriorische Denkweisen – bis auf deren Rolle als heuristische Hilfe in der Erstellung von Hypothesen – verbannt oder behaupten wenigstens, sie ausgeschlossen zu haben. Und jene Berufung auf Autoritäten oder die Offenbarung, die man im Mittelalter finden kann, gehört definitiv der Vergangenheit an. Die Minimalstandards Bacons für eine empirische Wissenschaft werden gleich durch eine ganze Reihe von Forschungsrichtungen erfüllt – und unter ihnen auch, so behaupten es jedenfalls ihre Vertreter, die Sozialwissenschaften. Worin liegt dann überhaupt das Problem?

Das Problem besteht darin, daß man zwar jeden höhersemestrigen Studenten in wenigen Jahren darin unterweisen kann, was sie oder er tun müssen, um etwas herzustellen, das als wissenschaftliche Theorie in Frage kommen könnte – sie oder er müssen etwa gewisse Arten von Voraussagen oder Retrodiktionen vornehmen, müssen Beobachtungen anstellen und/oder experimentieren oder müssen verschiedene Fehlerquellen und statistische Artefakte eliminieren; aber damit ist ja noch keineswegs garantiert, daß alles, was nach dieser Vorgangsweise produziert wurde, darum auch akzeptiert werden sollte. Was unser höhersemestriger Student lernt, ist sozusagen die Vor-Methode; eine Vor-Methode, wie man alle jene Präliminarien bis zu jenem Punkt erfüllt, wo die Frage „Sollen wir das auch akzeptieren?“ ernsthaft diskutiert werden kann. Beispielsweise wurde Whiteheads Gravitationstheorie – wie übrigens eine stattliche Anzahl spezieller relativistischer Gravitationstheorien – bis in die siebziger Jahre hinein nicht widerlegt; und doch wurde Whiteheads Theorie – oder auch die anderen Alternativen – niemals angenommen. Einsteins Allgemeine Relativitätstheorie wurde hingegen akzeptiert; und dies einfach deshalb, weil Einsteins Theorie als plausibel und Whiteheads Vorschlag als unplausibel angesehen wurde. Bei der Entscheidung darüber, eine wissenschaftliche Theorie zu akzeptieren, kommen somit durchaus Fragen der Übereinstimmung mit der physikalischen „Intuition“ mit ins Spiel. Wie schon oft bemerkt wurde, stellt die wissenschaftliche Methode keinen Algorithmus dar – mehr noch: Sie bildet alles andere als ein formalisiertes Verfahren. Und damit wird in einer Zeit, in der jeder behauptet, die wissenschaftliche Methode zu benutzen, die Frage, wer nun diese Methode tatsächlich verwendet, schwer beantwortbar.

Wenn die eine Seite unserer Schwierigkeiten von der Vagheit des Ausdrucks „wissenschaftliche Methode“ herührt, entsteht das andere Problem darüber, was denn nun eine Beobachtung sei. Die Puristen vom Wiener Kreis wollten bekanntermaßen Beobachtungen auf „Protokolle“ in einer Sinnesdatensprache beschränken. Wür-

den wir diesen Erkenntnistheoretikern folgen, müßten wir überhaupt ablehnen, daß wir Tische und Sessel beobachten. Und damit kämen wir dann in die Lage, uns darüber den Kopf zu zerbrechen, ob unser Alltagsglaube an Tische, Sessel, Eiswürfel und so weiter nicht viel eher einer Form der Volkssagen entspringt, wie dies auch Wilfried Sellars glaubt, als daß er eine Art empirischen Wissens auf einem niedrigen Abstraktionsniveau darstellt, wie dies Karl Popper vermeint. Wie Peter Strawson bemerkte, sägt eine positivistische Erkenntnistheorie mit Vorliebe an allem, was wir normalerweise als Evidenz für eine empirische Wissenschaft selbst gelten lassen. Denn in der Regel identifizieren wir Beobachtungsaussagen mit dem Vorhandensein gewisser kontinuierlicher Körper; Körper, welche bestimmte räumliche Regionen ausfüllen und die an ihrer Oberfläche Farben haben; aber genau dieser Punkt ist es, von dem eine Sinnesdaten-Erkennnistheorie behauptet, daß wir dies gerade nicht beobachten.

Dasselbe Problem taucht in noch gravierenderer Form dort auf, wo die angeblichen Beobachtungen in einer intentionalen Sprache verfaßt worden sind. Normalerweise halten wir beispielsweise einen Bereich wie die Lexikografie für eine Art von empirischem Wissen auf eher niederem Abstraktionsniveau oder einfach für „deskriptives Wissen“. Der Satz in einem Lehrbuch für Englisch

Do you speak French bedeutet
Sprechen Sie Französisch

enthält natürlich intersubjektives Wissen; und Wissen welcher Form wenn nicht von einer empirischen? Aber wie wurde dieses Wissen erworben? Nun, ein Lexikograph könnte – wenn er sich nicht überhaupt darauf verläßt, was er in der Schule gelernt hat – ja auch, so wollen wir in diesem Fall annehmen, zweisprachige Auskunftspersonen gefragt haben. Aber wie wissen's die?

Genau diese bizarr anmutende Frage wurde von Quine in seinem Buch „Word and Object“ gestellt. Quine verwirft einfach die Theorie, daß es so etwas wie „Bedeutungen“ gebe; und er verwirft auch eine Psychologie des Glaubens und der Wünsche. Was wir beobachten, so Quine, seien Verhaltensformen. Quine behauptet damit zwar nicht, daß Bedeutungen Verhaltensdispositionen sind; viel eher geht er davon aus, daß die Redeweise von Bedeutungen zu einer Art von Folklore gehört, die zwar einen gewissen heuristischen Wert aber keine theoretische Signifikanz besitzt. Die Tatsache, daß bisher niemand fähig war, notwendige und hinreichende Bedingungen für die folgenden drei – angeblich intentionalen – Beispielfälle zu spezifizieren, nämlich für

„X“ bedeutet daß p
A wünscht, daß p
A glaubt, daß p

das heißt, daß es bisher niemand vermochte, notwendige und hinreichende Bedingungen in einer physikalistischen oder auch nur in einer breiter gefaßten behavioristischen Sprache anzugeben, bestätigt Quine in der Ansicht, daß es sich hier nur um ein Überbleibsel unseres schlechten mentalistischen Erbes handle, welches uns solche Entitäten wie Bedeutungen, Glaubenshaltungen oder Wünsche postulieren läßt.

Wie beschreibt aber nun Quine, was ein zweisprachiger Mensch weiß, wenn es nicht die „Bedeutungen“ der Wörter und Sätze in seinen zwei Sprachen sind? Was er weiß, besteht ja unter anderem darin, wie man, wo immer so etwas möglich ist, einen Satz oder eine Redewendung in der einen Sprache – nennen wir sie die Sprache A – findet, die er in jenen Kontexten verwenden kann, in denen er einen bestimmten Satz oder eine Redewendung in der Sprache B gebrauchen würde; ein zweisprachiger Mensch kann darüberhinaus erwarten, daß man eine sehr ähnliche Wirkung erzielt – Ähnlichkeit hier mit Bezug auf die Reaktionen der Sprechteilnehmer verstanden –, wenn man diesen Satz oder diese Redewendung in der Sprache B abgefaßt hätte. Ich habe oben einschränkend hinzugefügt „Wo immer so etwas möglich ist“, weil so etwas manchmal nicht möglich ist oder sich wenigstens für die meisten Leute als zu schwierig erwiese. Sätze und Redewendungen im Kontext eines Idioms, eines Sprichworts oder eines Gedichts sind etwa typischerweise sehr schwierig zu übersetzen; und vom Problem der „Kontexte“, die zwar den Sprechern der einen Sprache, aber nicht denen der anderen Sprache vertraut sind, möchte ich gar nicht zu reden beginnen.

Trotzdem: Wenn Quine zugibt, daß diese Form des Wissens real sei, dann ergibt sich sofort das Problem, was seine Aversionen gegen Bedeutungen begründet.

Ein Teil der Antwort liegt nun darin, daß eine Praxis, Ausdrücke bei einem Wechsel von einer Sprachgruppe zu einer anderen im Hinblick auf ihre praktische Substituierbarkeit zu korrelieren, noch keine theoretische Rechtfertigung dafür abgibt, was „Bedeutungsgleichheit“ sein soll. Ein berühmter Satz in der Sprache der Hopi besitzt, Wort für Wort genommen, die folgende Übersetzung:

Gegabeltes Muster ergab im Strauch durch Hand
Handlung mich.

Die dazu korrespondierende „idiomatische“ Übersetzung wäre:

Ich schiebe den Ast des Strauches zur Seite.

Welche dieser beiden Übersetzungen hat nun dieselbe Bedeutung wie das Original – die wortwörtliche Übersetzung, die ich zuerst präsentierte, oder die idiomatische Translation? Wenn wir sagen, es sei die letztere, verzichten wir auf ein Prinzip, das im Zentrum jeder Bedeutungstheorie stand: daß nämlich die Bedeutung eines Satzes eine Funktion der Bedeutung seiner Teile sowie der Art ihrer sprachlichen Zusammenstellung sei. Behaupten wir hingegen, die wortwörtliche Übersetzung sei die bedeutungskonservierende, würden wir jenes Prinzip verletzen, das wir zur Charakterisierung dessen herangezogen haben, was ein zweisprachiger Mensch weiß: daß nämlich ein Satz und seine Übersetzung in denselben Kontexten und mit denselben Wirkungen gebraucht werden. Denn man wird sicherlich nicht die gewünschte Wirkung erzielen, wenn man dem Mann auf der Straße erklärt:

Gegabeltes Muster ergab im Strauch durch Hand
Handlung mich.

Nun, man könnte immerhin behaupten, daß der Hopi-

Satz zwar bedeute

Gegabeltes Muster ergab im Strauch durch Hand
Handlung mich

daß aber so etwas nur in der Sprache der Hopi, nicht aber im Deutschen verstanden würde, weil diese Art der Zustandsbeschreibung nur den Hopis vertraut sei, nicht aber Deutsch sprechenden Personen. Aber dann haben wir nicht klar gemacht, was „bedeutet“ bedeutet. Und genau darin besteht Quines Argument.

Aber hier schlummert noch ein anderes Problem. Einfach zu behaupten, daß „Kontexte“ „dieselben“ seien, abstrahiert von der Tatsache, daß ja Kontexte selbst – wie auch die Sprecherreaktionen – sehr häufig sprachlich vermittelt vorliegen. Wenn wir etwa behaupten, daß eine Übersetzung dann erfolgreich sei, wenn man die Übersetzung des Satzes S in genau jenen Kontexten verwenden kann, in denen man den Satz S selbst gebraucht, wobei die Sprecherreaktionen jeweils sehr ähnlich sind; wenn wir also glauben sollten, damit nicht nur ein heuristisch wertvolles Stück an Information, sondern gleich eine Theorie der Bedeutungs-gleichheit mitgeliefert zu haben, dann haben wir einfach die Tatsache außer acht gelassen, daß „Kontexte“ und „Reaktionen“ über genau jenes Übersetzungsschema als „sehr ähnlich“ ausgewiesen werden, das gerade im Hinblick auf seine Erfolgsrichtigkeit getestet wird.

Quine leugnet gar nicht, daß dieser Test selbst in dieser Form diskriminierend genug ist, um viele Übersetzungsweisen als ungenügend zu eliminieren. Was er aber behauptet – und dies bildet sein gefeiertes Prinzip von der Unschärfe der Übersetzungen – ist, daß dieses Kriterium oder jedes andere Kriterium nicht stark genug sei, um eine ausgezeichnete Übersetzung jedes Satzes oder ein einziges Übersetzungsschema für jedwede Sprache festzulegen. Dieses Kriterium ist nicht einmal stark genug dafür, um eindeutige Übersetzungen auch nur auf dem Niveau von wahrheitsfunktionalen oder extensionalen Äquivalenzen zu bestimmen.

Bevor ich nun Quines Argument kurz darlege, muß noch ein anderer Punkt eingeschoben werden: „Kontexte“ werden nicht selten unter Bezug auf Glaubenshaltungen oder Wünsche identifiziert. Außer in den aller-einfachsten Fällen handelt es sich aber bei Glaubenshaltungen oder Wünschen um Bereiche, zu denen wir nur über das Medium der Sprache Zugang haben. Und wenn es sich dabei nicht um unsere eigene Sprache handelt, müssen wir wiederum auf Übersetzungen zurückgreifen.

Wenn wir somit alle diese Punkte zusammenfassen, erkennen wir, warum Quine glaubt, daß es nichts Natu-r-gegebenes sei, was irgendein einheimischer Sprecher mit irgendeiner nicht-beobachtbaren Äußerung meint. Vertreten wir eine phantastische Hypothese darüber, was ein Sprecher meint, so können wir sie noch immer mit der Gesamtheit der Dispositionen des Sprechers zu verbalem und nicht-verbalem Verhalten dadurch in Einklang setzen, indem wir gewisse Änderungen in unserer Hypothese bezüglich der Glaubenshaltungen und Wünsche dieses Sprechers vornehmen. Jedwede Anzahl von alternativen Beschreibungen über den gan-

zen intentionalen Raum, über die Bedeutungen, Glaubenshaltungen, Wünsche dieser Personen kann mit der Gesamtheit ihrer „Sprachdispositionen“ vereinbart werden. Und sie, diese Sprachdispositionen, seien immerhin das einzige, was wirklich da sei. Dies behauptet wenigstens Quine.

Wenn nun Quine damit alleine stünde, so weit zu gehen und die Objektivität eines intentionalen Diskurses in Abrede zu stellen, dann ließe sich dies noch als ein Beispiel mehr für die bemerkenswerte Bereitschaft von Philosophen beiseiteschieben, genau solche Ansichten zu vertreten, die dem gesunden Menschenverstand gerade entgegengesetzt sind. Aber Quine erhielt in letzter Zeit Unterstützung durch eine beeindruckende Phalanx von kognitiven Psychologen, Artificial Intelligence-Forschern und ähnlichen Leuten. Während einige davon, und hier vor allem Jerry Fodor, an der Legitimität und der Autonomie intentionalen Wissens festhalten, sind viele andere „Kognitivisten“ zum Schluß gekommen – und ihre philosophischen Sprachrohre erstrecken sich von Daniel Dennett, Paul Churchland bis zu Stephen Stich –, daß die Redeweise von „Bedeutungen“, Glaubenshaltungen oder Wünschen nichts anderes als schlechte psychologische Folklore darstellt. Ihre Gründe mögen dabei nicht ganz so komplex sein wie jene von Quine, aber sie teilen immerhin eine gemeinsame wissenschaftliche Haltung mit ihm: einen verbindenden Glauben an den Physikalismus und ein gemeinsames Unbehagen bezüglich all dessen, was nicht auf physikalische oder wenigstens auf „computergerechte“ Ausdrücke reduziert werden kann. Daß wir bis jetzt nicht fähig gewesen sind, einen gangbaren Weg dafür zu finden, Glaubenshaltungen, Wünsche oder andere alltags-sprachliche „geistige Zustände“ mit Programmen oder Rechenoperationen zu identifizieren – von neurologischen Strukturen und Tätigkeiten einmal ganz abgesehen –, liegt, so die Kognitivisten, nicht daran, weil das Problem zu diffizil sei oder weil wir noch ein paar hundert Jahre Forschungsarbeit benötigen. Es sei nämlich viel wahrscheinlicher, daß die Ursache dafür einfach darin liegt, daß unsere groben alltags-sprachlichen Begriffe ursprünglich ja nicht auf wissenschaftliche Zwecke hin entworfen wurden. Der alltags-sprachliche Begriff der Farbe als einer „Wesenseigenschaft“ von Objekten der Außenwelt hat sich als falsch herausgestellt; das alltags-sprachliche Konzept der Energie zeigt wenig Verbindungen zu seiner wissenschaftlichen Gebrauchsweise; der alltags-sprachliche Begriff der Arbeit weist wenig Gemeinsamkeiten mit seinem wissenschaftlichen Widerpart auf; warum, in aller Welt, sollen wir daher annehmen, daß gerade die psychologischen Konzepte unserer Alltags-sprache die „Natur der Dinge im Innersten“ treffen würden?

Worauf ich Sie hier aufmerksam machen möchte, ist die Tatsache, daß die Frage „Ist die Lexikografie eine empirische Wissenschaft?“ völlig unbrauchbar ist, etwas zur Klärung dieser Kontroverse beizutragen. Jemand, der sich von empiristisch-epistemologischen Kriterien zur Entscheidungsfindung, was denn nun wissenschaftlich und was nicht-wissenschaftlich sei, beeindrucken läßt, könnte nun betonen, daß nicht alle alternativen Quineschen Übersetzungshandbücher gleichermaßen ein-

fach seien. Und sie oder er könnten einwenden, die Akzeptierung eines Übersetzungswerks aus Gründen seiner größeren Einfachheit, seiner „Stimmigkeit“ mit dem Hintergrundwissen und seiner besseren instrumentellen Verwertbarkeit entspräche in weiten Bereichen dem, was wir tun, wenn wir eine wissenschaftliche Theorie annehmen, die sich gegenüber ihren Rivalen als einfacher ausweist, besser mit dem Hintergrundwissen übereinstimmt und sich bezüglich ihrer instrumentellen Verwertbarkeit als gleich oder als überlegen herausstellt. Dies entspricht in der Tat genau der Position von Rudolf Carnap. Indem er die Wissenschaft hauptsächlich durch eine erkenntnistheoretische Brille betrachtete, sah er keine Veranlassung, Übersetzungen oder eine Psychologie geistiger Vorgänge nicht als „empirisch“ zu behandeln.

Aber jene, die wie Quine die Wissenschaft primär durch eine ontologische als durch eine epistemologische Brille betrachten, werden antworten, daß die empiristischen Standardkriterien der Einfachheit, einer minimalen Veränderung im Hintergrundwissen und der instrumentellen Verwertbarkeit noch unvollständig seien: Das fehlende Kriterium bestünde in einer ontologisch verstandenen Einheit der Wissenschaften. Faraday etwa, so werden sie uns erinnern, glaubte an die Wirklichkeit von Kraftlinien; heute hingegen werden sie als ideale Objekte angesehen und ganz und gar nicht als physikalische Gegenstände; und dies trotz aller epistemologischen Vorteile von Faradays Theorie, wenn man sie rein in Isolation betrachtet. Der Grund für diesen „Gestaltwechsel“ liegt vor allem darin, daß die Annahme von Kraftlinien als physikalische Entitäten gerade jener Vereinheitlichung der physikalistischen Weltanschauung im Wege stand, die damals am vorteilhaftesten schien. Zu behaupten, jemand hätte einen guten Geschmack in der Malerei, mag als passende Beschreibung akzeptiert werden, wenn wir in einer Kultur leben, in der es einen vernünftigen Konsens über ästhetische Standards gibt; aber es wäre sicherlich töricht, „guten Geschmack in der Malerei“ als eine objektive Tatsache zu akzeptieren. Die Einheitlichkeit des physikalistischen Weltbildes muß als jenes grundlegende Kriterium figurieren, dem Theorien entsprechen müssen, wenn sie den Status von – wie sich Quine ausdrückt – einer „erstklassigen Wissenschaft“ erlangen wollen.

Aber wenn die Frage „Ist irgend etwas eine empirische Wissenschaft?“ nicht einmal im Fall von – praktisch gesprochen – intersubjektiven Wissensformen beantwortbar ist – und schließlich weiß ein jeder, was „Do you speak French“ auf Englisch heißt! –, dann nimmt es nicht wunder, daß diese Frage im Fall von tatsächlich schwierigen intentionalen Disziplinen, wie dies typischerweise für die Geschichtswissenschaft oder die Soziologie gilt, erst recht nicht beantwortet werden kann. Und die Frage kann nicht deshalb nicht beantwortet werden, weil wir nicht wüßten, was Geschichte oder Soziologie sei, sondern weil wir uns uneins darüber sind, wie eine empirische Wissenschaft ausschauen soll.

Bis zu diesem Punkt habe ich nur die Rolle eines Beobachters wechselvoller Szenerien eingenommen und Spannungen und Debatten bloß beschrieben, sie aber nicht beurteilt. Aber alle, die meine einschlägigen Ar-

beiten gelesen haben, kennen meine Ansicht: Ich bin fest überzeugt, daß der großangelegte Versuch, auf der Basis von ontologischen Kriterien, die sich aus Denkmustern des 17. Jahrhunderts herleiten – und dies trifft auf materialistische Kriterien zu –, darüber zu entscheiden, was nun Wissenschaft, die Wirklichkeit oder die Außenwelt „an sich“ sei oder nicht sei, heutzutage endgültig in Trümmer gegangen ist. Quine beispielsweise verwirft intentionale Begriffe als „zweitklassig“, aber gibt im Gegenzug zu, daß „Dispositionen“ erstklassig seien. Aber Dispositionen sind, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, nicht besser reduzierbar auf die Sprache von dynamischen Variablen und Raum-Zeit-Punkten – immerhin die Grundausstattung im Quineschen Universum – als intentionale Begriffe. Die Ontologie der Materialisten hat schließlich dazu geführt, daß sie kaum etwas über Begründung und Rechtfertigung mehr sagen können – genau über jene Punkte also, die den klassischen Empirismus am meisten interessierten; und das wenige, das gesagt wurde, kam zögernd und verriet eine sehr große „Unschärfe“. Quines Wahrheitstheorie, die er in seinem Aufsatz „Disquotation and Truth“ (1970) entworfen hat, stellt eine kaum verhüllte Theorie der Leere des Wahrheitsbegriffs dar – der Ausdruck „ist wahr“ bildet nach Quine nichts anderes als ein „Stilmittel“, das wir zur „Wiederholung“ eines Satzes gebrauchen, und bietet keine Möglichkeit, damit noch irgendein normatives Charakteristikum zu behaupten. Und all das passiert nicht deswegen, weil Quine ein so schlechter Philosoph wäre, sondern weil er der beste, tiefgründigste und ehrlichste Repräsentant seiner Richtung ist. Gerade weil Quine den klassischen Materialismus so weit getrieben hat, können wir jetzt seinen Zusammenbruch erkennen; und seine Unfähigkeit, den kognitiven Status genau jener Wissenschaft zu erklären, die er so hochschätzt, schlägt uns direkt ins Gesicht. Wie schon Wittgenstein und Husserl gesehen haben, ist es ein großer Irrtum, die Physik als eine Beschreibung der Welt „an sich“ auszuzeichnen. Die Physik ist ein Produkt derselben Interessen, die dem begrifflichen Aufbau unserer Lebenswelt unterliegen. Sie ist keine reinere Beschreibung der Wirklichkeit „an sich“ als unser alltägliches Sprechen über Farben, Bedeutungen, Wünsche, Werte oder dergleichen Dinge mehr.

Aber wenn ontologische Kriterien zur „Demarkation“ bankrott sind und epistemologische Versuche hoffnungslos vage – oder, im Fall der Popperschen Vorschläge, grotesk – ausfallen, was sollen wir dann tun? Der Mann auf der Straße wird naturgemäß nicht besonders beunruhigt sein: Er wird weiterhin behaupten, daß die Physik eine Wissenschaft sei, daß Chemie eine Wissenschaft sei – immerhin kommt sie ja dem physikalischen Paradigma sehr nahe –, daß die evolutionäre Biologie ebenfalls wissenschaftlich sei – so sammelt sie emsig und genau ihre Daten, sie verfügt über eine beeindruckende Theorie, und sie unterhält enge Beziehungen zur Molekularbiologie, die wiederum dem physikalischen Paradigma ähnelt; und unser Mann auf der Straße wird darin fortfahren, die Soziologie oder die Geschichtswissenschaften nicht als Wissenschaften zu bezeichnen, sich eher skeptisch bezüglich des genauen Status der Ökonomie zu verhalten – und all das so lange, bis diese

Disziplinen auf Erfolge verweisen können, die ihn auf ähnliche Weisen beeindruckten, wie ihn Physik und später dann die Biologie beeindruckt haben. Kurzum, er wird den Begriff „Wissenschaft“ teilweise als einen unscharfen Ausdruck, für den es aber Musterfälle gibt, teilweise aber als Ehrenbezeugung verwenden. Aber was sollen wir, Philosophen und Sozialwissenschaftler, anfangen?

Ich würde vorschlagen, daß es gut anstünde, die ganze Frage beiseitezuschieben. Collingwood hat, wie wir uns erinnern, schon viele der Quineschen Argumente verwendet, um genau zu den gegenteiligen Schlußfolgerungen zu gelangen. Denn Collingwood zeigt, daß durch die Unvermeidbarkeit intentionaler Begriffe und durch die Tatsache, daß unser Wissen um vergangene Glaubenshaltungen oder Wünsche niemals über einfache Beobachtungen im Sinne der Physik gewonnen werden kann, die Geschichtswissenschaft einen Gegenstand sui generis ausbildet. Sie ist Wissenschaft im einen Wortsinn, aber nicht im anderen. Sie hat gelernt, daß man an die Natur Fragen zu stellen hat – man erhält keine Antworten, wenn man nicht fragend an das Datenmaterial herangeht. Sie lernte im 19. Jahrhundert, genau mit Texten umzugehen und Beweismittel mit großer Sorgfalt zu bewerten; diese Gründe haben im übrigen auch dazu geführt, daß sich die Geschichte zu einer immer bedeutenderen Disziplin entwickelt. Aber daß sich die Geschichtswissenschaft verbesserte und sich in Zukunft verbessern wird, hat nichts damit zu tun, daß in der Geschichtswissenschaft die Physik zur Anwendung gekommen ist oder von Historikern auch nur imitiert worden wäre. Man lernt mehr, wie Geschichte betrieben werden soll, indem man Geschichte treibt, nicht durch andere Tätigkeiten. Ich vermute, daß dasselbe auch für die Philosophie gilt, für die Ökonomie, die Soziologie usw.

Welche Rolle spielt es denn, ob das, was wir tun, „empirische Wissenschaft“ darstellt? Diese Frage war nur solange wichtig, solange es schien, daß die Physik den Schlüssel zur „Objektivität“ gefunden hätte. Aber diesen Schlüssel gibt es nicht. Oder genauer: Die Vorstellung von irgendeiner Art der Objektivität, die nicht auf der menschlichen Tätigkeit basiert und durch sie korrigiert wird, stellt einfach eine Absurdität dar. Geschichte, Philosophie, Soziologie – sie alle bilden menschliche Tätigkeiten. Objektivitätsstandards müssen geschaffen und nicht über transzendente Untersuchungen gefunden werden – selbst wenn diese Untersuchung den Titel „Epistemology naturalized“, d. h. „naturalisierte Erkenntnistheorie“ trägt. Aber die Schaffung solcher Objektivitätsstandards ist auch kein reines Zufallsprodukt. Wo immer wir eine dieser Tätigkeiten tatsächlich ausüben, und nicht aus olympischen Gefilden diese Aktivitäten betrachten, dann wissen wir nur zu gut, daß es Unterschiede zwischen professionellen und laienhaften, wohlinformierten und uninformierten, fruchtbaren und unergiebigem oder vernünftigen und unvernünftigen Verfahrensschritten gibt. Wenn es so etwas wie einen allgemeinen Ratsschlag gibt, dann vielleicht den folgenden: Opfern wir nicht das, was uns vollkommen bewußt ist, solange wir als Handelnde oder Praktiker in diesen Tätigkeiten stehen – nämlich daß es bessere und schlechtere Formen der „Sozialwissenschaften“ gibt und daß bessere und schlechtere Arten des Philosophierens existieren –

mögen nun all diese Tätigkeiten zu „endgültigen Gesetzen“, zu „abgeschlossenen Theorien“ oder zu was immer auch konvergieren –; opfern wir dieses Wissen nicht um den Preis illusionärer Gewißheit oder eines ebenso illusionären Skeptizismus, wie sie beidesamt seitens selbststilisierter Olympier kultiviert werden. Die Lage von Akteuren in einer unsicheren Welt und zu einem ungewissen historischen Augenblick ist wahrscheinlich nicht jener Standort, den wir uns selbst ausgesucht haben würden. Aber diese Position ist immerhin jene, die wir zu erfüllen haben. Und es ist unsere Pflicht, diesen Platz verantwortungsvoll auszufüllen.

Ludwig Nagl

PUTNAM VS. PUTNAM (Diskussionsbemerkung)

1. Ist eine schlüssige Kritik des Relativismus ohne explizite Philosophie der Praxis möglich?

Hilary Putnams Vortrag „On the Status of the Social Sciences“ endet, für manchen Zuhörer unerwartet, ziemlich relativistisch: Nach dem Bankrott des Programms einer „unified science“, so zeigt Putnam, kann „Objektivität“ nicht länger als „wahre Abbildung der Wirklichkeit an sich“ verstanden werden, „Objektivität“ ist vielmehr ein vom menschlichen Handeln geschaffenes und kontrolliertes Produkt.

Sind wir, bei konsequentem Weiterdenken dieser These, somit aufgefordert, in allen Wissenschaftsdisziplinen (Physik, Geschichte, Soziologie etc.) in ein radikal aufgeklärtes Zeitalter einzutreten, in dem das Zwangsbild einer wissenschaftlichen „Spiegelung der Natur“ ein für allemal verabschiedet ist im Blick auf ein kreatives „anything goes“ (P. Feyerabend) bzw. auf eine „edifying philosophy“, die als Authentizitätskriterium allein den kontinuierlich offenen Dialog kennt. (R. Rorty)?¹ Ist die Wittgensteinsche Rede von der Irreduzierbarkeit der „Sprachspiele“ und „Lebensformen“ das letzte Wort, auch für Putnam? Fast könnte es so scheinen.

Doch Putnam hat, wie wir wissen, sowohl gegen Rortys „Philosophy and the Mirror of Nature“ als auch gegen Teile der Wittgensteinschen „Philosophischen Untersuchungen“ gravierende Bedenken angemeldet. In „Why reason can't be naturalized“ schreibt er etwa: „If I react to Professor Rorty's book with a certain sharpness, it is because one more ‚deflationary‘ book, one more telling us that the deep questions aren't deep and the whole enterprise was a mistake, is just what we don't need right now.“²

Und im Hinblick auf Wittgensteins Konzept der Lebensform-Relativität allen Wissens bemerkt Putnam (in „Analyticity and Apriority: Beyond Wittgenstein and Quine“) „that the mathematical necessity is not explained by ‚human nature‘, ‚forms of life‘ etc.“³

Rorty und viele Wittgensteinianer, so zeigt Putnam in „Realism and Reason. Philosophical Papers, Volume 3“, haben die Tendenz, bei ihrer Kritik der Philosophie das Kind mit dem Bade auszuschütten: Nachdem die Metaphysik der letzten Jahrhunderte die Welt mit vermeint-

lichen Sicherheiten und Aprioris vollstopfte, entrümpelt der zeitgenössische Relativismus unser Universum viel zu radikal.

Putnams eigener Lösungsversuch – seine Konzeption des „Internen Realismus“, der kantische Motive im Umfeld analytischer Reflexionen wiederaufgreift – wurde in seinem Vortrag „On the Status of the Social Sciences“ nicht explizit zur Diskussion gestellt. Ich möchte das somit nachzuholen versuchen:

Wenn Objektivität vom Primat des Handelns untrennbar ist, so heißt das für Putnam nicht, daß nunmehr Willkür oder subjektiver Einfall sie konstituieren; er zitiert Poincaré zustimmend: „Convention yes, arbitrary no!“ Es geht vielmehr um die „interne“ (= subjektbezogene und zugleich „rationale“) Rekonstruktion der Erkenntnisreferenz mittels einer Wahrheitstheorie, welche, wie Putnam im Vorwort zu „Reason, Truth and History“ schreibt, die „objektive und subjektive Komponente vereinigt“: „This view, in spirit at least, goes back to Immanuel Kant; and it holds that we can reject a naive copy conception of truth without having to hold, that it is all a matter of ‚Zeitgeist‘ and ‚gestalt switches‘, or all a matter of ideology.“⁴ Die Durchführung dieses Programms ist freilich nicht zuletzt deshalb so schwierig, weil dafür eine genaue philosophische Bestimmung der Leistungsfähigkeit des Subjekts erforderlich ist.

Einige scientistische Auswege, die eine eher schnelle Lösung der anstehenden Fragen versprechen, sind für Putnam aus guten Gründen verstellt: Sowohl der physikalistische wie der „artificial intelligence“-Reduktionismus, aber auch die genetische Epistemologie bieten keine Antwort auf die Frage nach dem Subjekt.

1. Wie Putnam in „Reductionism and the Nature of Psychology“ zeigt, ist die Zurückführung subjektbezogener Theorien (Soziologie, Geschichte, Psychologie) auf eine biologisch-physikalische Basis nicht durchführbar: „The doctrine is wrong that the laws of such higher-level sciences as psychology and sociology are reducible to the laws of lower-level sciences – biology, chemistry, ultimately to the laws of elementary particle physics.“⁵

2. Auch der Ausweg in eine computertheoretische Erklärung des Subjekts, so Putnam neuerdings, ist verschlossen: „A human being is not a Turing machine“, weil die Turing-Maschine prinzipiell keine Formalisierung „of our entire prescriptive competence“ erbringen kann (Reflexive Reflections, p. 146).⁶

3. Eine weitere Verschärfung erhält die Frage nach dem Subjekt bei Putnam dadurch, daß auch eine genetische Rekonstruktion à la Piaget scheitert. In seinem Kommentar zur Debatte zwischen Piaget und Chomsky schreibt er: „Piaget supposes that human intelligence develops in stages, each stage depending on biological maturation“: Die ernsthaften begrifflichen Schwierigkeiten dieses Erklärungsvorschlags werden dort sichtbar, wo Piaget die Metapher einer „reflective abstraction“ verwenden muß, um den Begriff des „Reifungsschemas“ zu bestimmen.⁷

Da die diversen reduktionistischen Theorien des Subjekts nicht halten, was sie versprechen, muß der „Interne Realismus“ beim Versuch, die Leistungen des Subjekts zu bestimmen, einen anderen Weg einschlagen. Wäre es möglich, Kant (etwa im Sinne Strawsons⁸ und Buch-

dahls⁹) vom Newtonschen Erbe und den daraus resultierenden Überschuß-Aprioris zu reinigen und zugleich die Frage nach den „Verstandeshandlungen“ des Subjekts unter neuen Bedingungen nochmals zu fragen? Kann die „transzendente Deduktion“ der Kategorien (unter dem Primat der Praxis) sprachanalytisch rekonstruiert werden?

Direkt damit hängt eine weitere Frage zusammen:

2. Gibt es Aprioris, und wenn ja, welche?

Wie Putnam in seinem Vortrag erwähnte, behaupten viele moderne Wissenschaften, ohne apriorische Annahmen auskommen zu können: Ob diese Behauptung in der Tat rechtfertigbar ist, das zieht Putnam freilich in Zweifel. Die moderne Wissenschaftstheorie (im Gefolge von W. O. Quines „Two dogmas of empiricism“) geht über diese wissenschaftsimmanente Selbstverortung allerdings noch einen Schritt hinaus, indem sie („soweit wir das heute wissen können“) als sicher ausgibt, daß das Konzept der Apriorität insgesamt sinnlos ist.

Putnam hat in seinen neueren Aufsätzen „There is at least one a priori truth“ und „Analyticity and Apriority“ diese Sicherheit zu befragen begonnen: Die in jeder logischen Argumentation vorausgesetzte „absolutely inconsistent rule (AIR)“, nämlich, „that not every statement is both true (or fully correct to assert) and at the same time false (or fully correct to deny)“¹⁰, sei, so Putnam, eine rationalitätskonstitutive, d. i. unaufgebbare apriorische Wahrheit.

Wenn es aber ein Apriori gibt, gibt es dann nicht vielleicht auch mehrere? Ist etwa jede Argumentation, jedes Experiment, jede Handlung an unsuspendierbare Konditionen gebunden (z. B. an die Freiheit, zu wählen), oder, pointierter, ist selbst der Pragmatismus, welcher alle unsere Konzepte in ihrer „Nützlichkeit“ zu begründen versucht, an minimale Formen (unsuspendierbar apriorischer) Weiterführungsmöglichkeiten gebunden, schon allein um die Behauptung aufstellen zu können, daß seine zentrale Kategorie, der „Nutzen“, als solcher erkennbar ist?

Anmerkungen

- 1 Rorty, R.: Philosophy and the Mirror of Nature, Princeton University Press 1979
- 2 Putnam, H.: Realism and Reason. Philosophical Papers Volume III, Cambridge University Press 1983, S. 236
- 3 Ibid., S. 115
- 4 Putnam, H.: Reason, Truth and History, Cambridge University Press 1981, S. X
- 5 Putnam, H.: Reductionism and the Nature of Psychology, in: Mind Design. Philosophy, Psychology, Artificial Intelligence (Hg. John Haugeland), MIT Press 1981, S. 205
- 6 Putnam, H.: Reflexive Reflections, in: Erkenntnis, Vol. 22, 1985
- 7 Putnam, H.: What is Innate and Why. Comments on the Debate, in: Language and Learning. The Debate between Jean Piaget and Noam Chomsky (Hg. M. Piatelli-Palmarini), Harvard University Press 1980, S. 300
- 8 P. F. Strawson: The Bounds of Sense. An Essay on Kant's Critique of Pure Reason, London 1966
- 9 G. Buchdahl: Der Begriff der Gesetzmäßigkeit in Kants Philosophie der Naturwissenschaften, deutsch in: Zur Kantforschung der Gegenwart (Hg. P. Heintel und L. Nagl), Darmstadt 1981, S. 90–121
- 10 Putnam, H.: Analyticity and Apriority: Beyond Wittgenstein and Quine, in: Realism and Reason, S. 130

Elisabeth List

Diskussionsbemerkungen zum Vortrag von Hilary Putnam über den Status der Sozialwissenschaften

Philosophie und Sozialwissenschaften – unter diesem Titel haben die Veranstalter zur Diskussion über den Vortrag von H. Putnam eingeladen. Zwei sich überschneidende Problemkreise sind damit berührt, und zwei Parteien zum Gespräch aufgefordert.

Ludwig Nagl hat Fragen aufgegriffen, die sich aus Putnams Vortrag aus philosophischer Sicht ergeben. Ich möchte es übernehmen, aus der Sicht der Sozialwissenschaften zu sprechen. Ich werde mich auf einige Äußerungen des Vortrags beschränken und fragen, welche Konsequenzen sich aus ihnen ergeben, im Blick auf die konkrete Tätigkeit der Sozialwissenschaftler(innen) als kulturelle und soziale Praxis, als Praktiken in einer konkreten Situation, und in einem ebenso konkreten sozialen, politischen, ökonomischen und psychischen Kontext.

Putnam beginnt seine Ausführungen mit einigen Bemerkungen zur Folklore wissenschaftlicher und anderer kultureller Tätigkeiten. Wie unter Literaten das Reden über das „Wesen“ der Literatur, unter Politikern über das „Wesen“ der Politik im allgemeinen, so sei unter Philosophen und Wissenschaftlern das Reden über die „wahre Natur“, das „Wesen“ der Wissenschaft ein weitverbreiteter Brauch. Ein Brauch übrigens, dem wir eben hier zu dieser Stunde auch folgen.

Putnam stellt zu Recht die Frage, ob solche Manifeste und Selbstdarstellungen mehr sind als ideologische Konstrukte. Und er bezweifelt, ob z. B. die Frage, wie weit den Sozialwissenschaften der Status „empirischer Wissenschaften“ zukomme, etwas wirklich Interessantes über die Sozialwissenschaften und ihre Praktiken zutagebringe. Denn hinter dieser Frage stehen, wie Putnam zeigt, heute längst unglaubwürdig gewordene Ansprüche eines doktrinären Empirismus und Materialismus. Es sei deshalb besser, sie einfach zu vergessen.

Dieser Einschätzung ist natürlich zuzustimmen, zumindest was den intendierten kognitiven Sinn der Frage betrifft. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß solches Reden über das Wesen, den Sinn und Wert von Wissenschaft nicht dennoch seine Funktion und Nützlichkeit hat. Denn ohne Zweifel erfüllten z. B. Ideologien des Szientismus und Rhetoriken der Wissenschaftlichkeit sehr wohl eine klar erkennbare politische und soziale Funktion. So läßt sich für den Fall der Soziologie behaupten, daß zumindest seit ihrer programmatischen Begründung als „positive Wissenschaft“ durch A. Comte der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit – ausdrücklich oder stillschweigend – mit einem intellektuellen und politischen Führungsanspruch verknüpft war. „Rationalität“ und „Nützlichkeit“, „Effizienz“ und „Verwertbarkeit“ wurden zu den wichtigsten Vokabeln in der Legitimation wissenschaftlicher Institutionen und Projekte. Das scheint mir der entscheidende Punkt zu sein, von dem aus die Frage nach der Leitbildfunktion der Naturwissenschaften zu stellen wäre: Warum hat sich das Vorbild naturwissenschaftlicher Methode und

Weltsicht im Prozeß der Institutionalisierung der Sozialwissenschaften so erfolgreich durchgesetzt, obwohl sich die Doktrinen des klassischen Materialismus als unhaltbar, als reine Ideologie entpuppt haben?

Die Vermutung liegt nahe, daß sich die Leitbildfunktion der Naturwissenschaften weniger aus bestimmten ihrer theoretischen Gehalte erklärt, die mittlerweile die Form starrer und überholter Doktrinen – also von Ideologien – angenommen haben, sondern aus bestimmten Handlungsmustern, die für die Formen naturwissenschaftlicher Weltaneignung charakteristisch sind.

Die neuen Naturwissenschaften waren tatsächlich nicht einfach nur neue Denkweisen, sondern im vollen Sinne des Wortes das, was Goodman „Weisen der Welt-erzeugung“ nennt.¹ Francis Bacon, der Propagandist der Neuen Wissenschaft, des Empirismus, des Experiments, wollte ausdrücklich die alten „logoi“ der Aristoteliker ersetzt wissen durch eine „Wissenschaft der Taten“. Seine „ars inveniendi“ war in erster Linie eine Anleitung zum wissenschaftlichen Handeln in Beobachtung und Experiment.²

Wie die neuen wissenschaftlichen Praktiken im einzelnen beschaffen sein sollten, darüber ist bei Bacon wenig Brauchbares zu erfahren. Seine Visionen vom Umgang des Wissenschaftlers mit der Natur ergehen sich in naturwissenschaftlich unergiebigem anthropomorphen Metaphern, die freilich einiges über die Kehrseiten des modernen wissenschaftlichen Habitus verraten. Endemisch ist in den Texten Bacons die Verwendung der Geschlechtermetaphorik in der Beschreibung der Beziehung zwischen dem (männlichen) wissenschaftlichen Geist und einer als weiblich, als Mutter oder Sklavin imaginierten Natur. Sogar das Bild der Folter meint Bacon bemühen zu müssen, um seine „Söhne“ darauf hinzuweisen, man müsse die Natur überlisten, um ihr ihre Geheimnisse zu entlocken, sie zu ihren Geständnissen zwingen.³

Es liegt mir fern, aus der Lektüre einiger Stellen bei Bacon gewissermaßen metaphorologisch ein Zerrbild dessen abzuleiten, was die Naturwissenschaften für die moderne Zivilisation tatsächlich, im Guten wie im Bösen, bedeuten. Eines ist auf jeden Fall von Bacon richtig gesehen worden: Der neue Wissenschaftler ist nicht nur Theoretiker, sondern stets auch Akteur, nicht nur „Denker“, sondern auch „Täter“. Für ein adäquates Verständnis der neuzeitlichen Wissenschaften ist es notwendig, sie als Teil einer Kultur, als ein System von Handlungen, als eine Form sozial organisierter und geplanter Aktivität zu begreifen. Es ist hinlänglich bekannt, daß die theoretischen Entwicklungen in den Naturwissenschaften eng verbunden waren mit ökonomischen bzw. technischen Interessen und Erfindungen. Gernot Böhme empfiehlt daher, die klassische Mechanik und die Physik allgemein als „Technikwissenschaften“ zu bezeichnen.⁴

Die Frage nach dem Status der Sozialwissenschaften im Verhältnis zu den Naturwissenschaften ließe sich demnach durchaus verstehen als die Frage, inwieweit ihre Orientierung an den Naturwissenschaften dazu diene, Projekten einer Sozialwissenschaft als Sozialtechnologie wissenschaftliche Legitimität zu verleihen, und wie dieser Sachverhalt, falls er zuträfe, zu bewerten sei. Hat Putnam solche oder ähnliche Probleme vor Augen, wenn er von

den Sozialwissenschaften als konkreten kulturellen und historisch kontingenten Praktiken spricht? Was überhaupt sind wissenschaftliche „Praktiken“? Putnam erinnert uns an Husserl und Wittgenstein: Die Physik, das Vorbild aller neuzeitlichen Wissenschaften, sei geleitet von denselben Interessen, die auch den begrifflichen Konstruktionen unserer Lebenswelt zugrundeliegen; und sie sei nicht mehr und nicht weniger eine Beschreibung der Wirklichkeit als unser alltägliches Reden über Farben, Bedeutungen, Wünsche oder Werte.

Damit ist, denke ich, sowohl über die Physik als auch über die Sozialwissenschaften in gewisser Hinsicht zugleich zuviel und zu wenig gesagt. Erstens zuviel, weil die Empfehlung, den wissenschaftlichen Diskurs als ein Sprachspiel unter anderen zu sehen, offenkundige Unterschiede überspielt; und zweitens zu wenig, weil der Verweis auf lebensweltliche Interessen zwar von grundlegender Wichtigkeit ist, aber noch nichts aussagt darüber, konkret welche lebensweltlichen Interessen es sind, die in wissenschaftlichen Praktiken, natur- oder sozialwissenschaftlichen, Gestalt annehmen, und schließlich, was auf dem Hintergrund dieser Interessen „gute“ wissenschaftliche Praktiken sind. Gerade diese letzte Frage aber ist ein wesentlicher Bestandteil wissenschaftlicher Sprachspiele.

Was sind gute sozialwissenschaftliche Praktiken? Solche, die gute Beschreibungen der sozialen Wirklichkeit liefern – und damit stellt sich auch für die Sozialwissenschaften unweigerlich die zweifache Frage nach den begrifflichen bzw. ontologischen Voraussetzungen und den epistemologischen, bzw. methodologischen Kriterien ihrer Beschreibungen, wie wenig sie sich auch durch einen Rückgriff auf bestimmte naturwissenschaftliche Methodologien oder eine überaltete materialistische Metaphysik beantworten lassen.

An dieser Stelle ist der Hinweis angebracht, daß in der Geschichte der Sozialwissenschaften Probleme der Theorie und der Begriffsbildung, und seit der Entstehung der empirischen Sozialforschung auch Probleme der Methodologie ohnehin Dauerthemen waren.⁵ Überdies haben sich Soziologen und Sozialforscher auch niemals damit zufriedengegeben, sich an philosophischen oder naturwissenschaftlichen Traktaten zu orientieren, sondern ihre Vorstellungen von Theorie und Methode sehr wohl aus der Reflexion ihrer eigenen Praktiken und ihrer Experten gewonnen.

Jedenfalls: Ontologische und methodologische Fragen werden, in welcher Form auch immer, für Sozialwissenschaftler ebenso relevant bleiben wie für Naturwissenschaftler, solange zumindest, als sie die kognitive Zielsetzung einer „Wissenschaft von der sozialen Wirklichkeit“ nicht grundsätzlich preiszugeben gewillt sind.

Was nun diesen Punkt betrifft, erweckt Putnams „theoriestrategische“ Entscheidung, die (wissenschaftstheoretische) Rede von Methode und erkenntnistheoretischer Validität durch die (diskurstheoretische) Redeweise über die Sozialwissenschaften als kulturelle Praktiken zu ersetzen, auf dem Hintergrund zeitgenössischer philosophischer Auseinandersetzungen bestimmte Assoziationen, die Putnam gewiß nicht intendiert: Man denkt an „Praktiken“ im Sinne Foucaults, und an jene Vielfalt heterogener Sprachspiele, die bei Lyotard an die Stelle

des suspekt gewordenen Rationalitätsanspruchs traditioneller Wissenschaft tritt.

Eine Wende zur Postmoderne in diesem Sinn kann man Putnam sicher nicht unterstellen, und die Schlußpassagen seines Vortrags deuten eine diskurstheoretische Position an, die irgendwo zwischen Habermas und Foucault liegen könnte, wenn es etwa heißt: „Unser Standpunkt ist der von Akteuren in einer unsicheren Welt und in einem unsicheren Moment in der Geschichte. Auch wenn wir ihn nicht gewählt haben, müssen wir ihn einnehmen – und zwar mit Verantwortung.“ Wie aber läßt sich dieser Appell in sozialwissenschaftliche Praxis umsetzen? Diese Frage läßt sich in aller Kürze nicht beantworten. Nur einige seiner Konsequenzen seien angedeutet.

1. Die Anspielung auf die „unsichere Welt“ und den „unsicheren Moment in der Geschichte“, in dem sich Praktiker(innen) der Sozialwissenschaften vorfinden, bedürfte einer Präzisierung. Es ginge also zunächst darum, den institutionellen und lebensweltlichen Kontext sozialwissenschaftlicher Betätigung eingehend und konkret zu beschreiben.

Es wäre vor allem im einzelnen zu zeigen, daß der sozialwissenschaftliche Diskurs am Schnittpunkt vielfältiger Handlungszusammenhänge liegt; daß er Kontingenzen in mehrfacher Hinsicht und in verschiedenen Dimensionen aufweist, einmal a) in der Dimension individueller Lebenszusammenhänge wissenschaftlicher Subjekte, b) auf der Ebene sozialer und institutioneller Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit innerhalb der „Scientific Community“, c) hinsichtlich verschiedener außerwissenschaftlicher, kultureller, ökonomischer, politischer Faktoren, die die sozialwissenschaftliche Wissensproduktion auf vielfältige Weise beeinflussen, wie auch umgekehrt sozialwissenschaftliche Praktiken nachhaltig auf das gesellschaftliche Leben Einfluß nehmen oder einwirken.⁶

Dieser letzte Gesichtspunkt ist übrigens ein entscheidendes Moment für die „postempiristischen“ Theorien der Sozialwissenschaft: Die Feststellung, daß die Sozialwissenschaften Wirklichkeitskonstruktionen sind, daß sie nicht nur Vorstellungen und Ideen über die soziale Wirklichkeit erzeugen, sondern daß sie auch noch daran beteiligt sind, ihre Vorstellungen und Ideen Realität werden zu lassen. Auch dieses konstruktivistische Element ist in der von Putnam empfohlenen Rede von „sozialwissenschaftlichen Praktiken“ zumindest implizit enthalten.

2. Die empirische Erforschung der Realität sozialwissenschaftlicher Diskurse erlaubt nicht nur, ihre historischen, situativen und strukturellen Kontingenzen genauer zu erfassen. Sie bringt auch zutage, was m. E. das interessanteste Merkmal sozialwissenschaftlicher Praktiken ist: Sie manifestieren die enge Wechselwirkung, ja die Koinzidenz sozialer und kognitiver Prozesse im Umgang mit der sozialen Wirklichkeit. Ein einfaches Beispiel: Das Schreiben und Publizieren eines Artikels über Jugendarbeitslosigkeit erscheint in wissenschaftstheoretischer Betrachtungsweise als kognitiver Prozeß – ein Stück Wirklichkeit soll beschrieben und erklärt werden. Gesehen als kulturelle Tätigkeit an einem bestimmten Ort und zu einem bestimmten Zeitpunkt, ist sozialwissenschaftliche Arbeit zugleich ein reales Moment im Prozeß sozialer

Wirklichkeitsgestaltung. Sie erfordert daher eine duale Betrachtungsweise, die die kognitiven und sozialen Momente sozialwissenschaftlicher Praktiken in ihrem Zusammenhang reflektiert. Denn die in der Nachfolge von Th. Kuhn problematisch gewordene Trennung „interner“ und „externer“ Faktoren der Wissenschaftsentwicklung ist im Fall der Sozialwissenschaften nicht nur fragwürdig, sondern absurd: Die „externe“ außerwissenschaftliche soziale Wirklichkeit ist nämlich identisch mit dem *Gegenstand*, der durch „wissenschaftsinterne“ Begriffe und Methoden erfaßt werden soll.

Die enge Verflechtung „interner“, d. h. kognitiver, situativer und sozialer Faktoren in der Realität sozialwissenschaftlicher Praktiken führt aber nur dann zu Inkonsistenzen im Zusammenhang mit dem Rationalitätsanspruch der Sozialwissenschaften, wenn man diese ausschließlich an kognitiven, d. h. an Maßstäben reiner Zweckrationalität mißt. Eine Konzeption von Rationalität, die die normativen Momente kognitiver Praktiken noch mitreflektiert, wie etwa die Konzeption kommunikativer Rationalität von J. Habermas,⁷ könnte sehr wohl Auskunft darüber geben, worin die Verantwortung besteht, die Sozialwissenschaftler als „Praktiker“ zu übernehmen haben. Diese Auskunft hätte die ethisch-normativen und kognitiven Wertorientierungen wissenschaftlicher Diskurse ebenso zu thematisieren wie die Beschränkungen, denen ihre Realisierung im Kontext historisch gegebener Rahmenbedingungen unterliegt.

Anmerkungen

- 1 Goodman, Nelson: *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt 1984
- 2 Rossi, Paolo: *Francis Bacon. From Magic to Science*. London 1968, S. 24f.
- 3 Keller, Evelyn Fox: *Baconian Science. A Hermaphroditic Birth*. In: *The Philosophical Forum*, Volume XI, Nr. 3 (1980), S. 299–309
- 4 Böhme, Gernot: *Naturwissenschaft als Technik oder die Frage nach einem neuen Naturbegriff*. In: *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie*, 1981/4, S. 187–196
- 5 Aus der Fülle der Literatur zu diesen Themen seien Talcott Parsons und Edward Shils (Hg.): *Theories of Society. Foundations of Modern Sociological Theory*, New York 1961, und Wolf Lepenies (Hg.): *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, 4 Bde., 1981, genannt.
- 6 Dazu Elisabeth List: *Alltagsrationalität und soziologischer Diskurs*, Frankfurt 1983, Kap. VII, S. 113–141
- 7 Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde. Frankfurt 1981

DIE ÖSTERR. LUDWIG WITTGENSTEIN GESELLSCHAFT

veranstaltet das

11. INTERNATIONALE WITTGENSTEIN SYMPOSIUM

IN DER ZEIT VOM 4. AUGUST — 13. AUGUST 1986
IN KIRCHBERG/WECHSEL, Niederösterreich

Neuere Entwicklungen in der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie

1. Wittgenstein: Sein Beitrag zur Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie.
2. Sprache und Erkenntnis — Erkenntnistheoretische Grundpositionen
3. Philosophie der Mathematik
4. Methodologische Probleme in den Wissenschaften
5. Theorien des wissenschaftlichen Fortschrittes

Angeschlossen ist:

„Digitale Intelligenz. Von der Philosophie zur Technik“

Ein Symposium zu Ehren von Kurt Gödel (1906 — 1978)

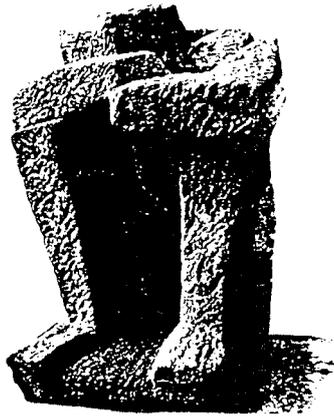
Als Teilnehmer werden u. a. erwartet: W. Balzer (München), J. M. Bochenski (Fribourg), M. Bunge (Montreal), W. K. Essler (Frankfurt), A. G. Gargani (Pisa), G. Guttman (Wien), B. Kanitschneider (Glessen), G. Kreisel (Stanford, Wien), L. Krüger (Berlin), W. Leinfellner (Lincoln), B. F. McGuinness (Oxford), A. McIntyre (Oxford), D. Miller (Coventry), P. Mittelstaedt (Köln), M. E. Moravcsik (Stanford), E. Morscher (Salzburg), C. J. Nyiri (Budapest), C. D. Parsons (Boston), R. Penrose (Oxford), R. Thom (Paris), P. Weingartner (Salzburg). (Weitere Zusagen werden erwartet.)

Personen, die auf dem Symposium ein Referat halten wollen (Referate für die Sektionen 2 — 5 müssen nicht mit Wittgensteins Philosophie in Verbindung stehen), werden gebeten, sich entweder an die Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft, per Adresse Dr. Adolf Hübner, A-2880 Kirchberg am Wechsel, Markt 234, Österreich, Tel. 0 26 41 / 22 80, oder (bis 1. April 1986) an Prof. Werner Leinfellner, Department of Philosophy, University of Nebraska, Lincoln, Ne 68588, USA, zu wenden. Formblätter für die Kurzfassung des Vortrages werden zugesandt. Annahmeschluss für Kurzfassungen ist der 31. Mai 1986.

Eine Verständigung über die Annahme eines Vortrages erfolgt bis spätestens 1. Juli 1986. Konferenzsprachen sind Deutsch und Englisch.

Anfragen und Anmeldungen zur Teilnahme sind erbeten an Dr. Adolf Hübner (Adresse obenstehend). Anmeldeformulare und weitere Informationen werden zugesandt. Anmeldeschluss ist der 30. Juni 1986. Die Konferenzgebühr beträgt 65 1200,—, für Studenten 65 400,—.

Bankverbindung: Raiffeisenkasse Kirchberg am Wechsel, Konto Nr. 10611



DIE KRISE DER PHÄNOMENOLOGIE
UND DIE PRAGMATIK
DES WISSENSCHAFTSFORTSCHRITTS

SYMPOSION
zur Erinnerung an die Wiener Vorträge
Edmund Husserls von Mai 1935

10. MAI – 12. MAI 1985

Zur Erinnerung an die Wiener Vorträge Edmund Husserls im Mai 1935 veranstaltete das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung in Zusammenarbeit mit dem Institut für Wissenschaft und Kunst, dem Institut für Philosophie der Universität Wien und dem Französischen Kulturinstitut das Symposium „**Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts**“.

Dr. Franz Richard Reiter berichtete darüber in der ORF-Sendung „Salzburger Nachtstudio“ (2. Oktober 1985):

„Einen Intellektuellen ehrt man nicht dadurch, daß man ihn feiert, sondern dadurch, daß man ihn kritisiert. Nur so zeigt man, daß man ihn ernst nimmt.“

Dieser Anspruch, formuliert von Univ.Do. Rudolf Burger, Mitinitiator eines großen Symposions über Edmund Husserl, zog sich durch die gesamte drei Tage dauernde Veranstaltung. Zu der Thematik „Die Krise der Phänomenologie und die Pragmatik des Wissenschaftsfortschritts“ fanden sich international bekannte Experten ein, z. B. Hilary Putnam, Richard Rorty, Karl-Otto Apel, um nur einige der ausländischen Vortragenden zu nennen. Dementsprechend kam es zu sehr differenzierten Auseinandersetzungen und zu spezialisierten Fachgesprächen. Trotzdem fanden sich über 500 Zuhörer und Mitdiskutanten im Französischen Kulturinstitut in Wien ein, das Prof. Michel Cullin für den zweiten und dritten extramuralen Tag nach der Eröffnung im Festsaal der

Universität am ersten Tag durch Bundesminister Fischer und Dekan Mader zur Verfügung stellte.

Edmund Husserl, 1859 in Südmähren geboren, 1938 in Deutschland gestorben, war promovierter Mathematiker in Wien, später Professor für Philosophie in Göttingen und in Freiburg. Man verbindet mit ihm in erster Linie die Begründung der Phänomenologie. Hier nur einige Hinweise: Husserl zielte auf eine Neubegründung der Philosophie und der Einzelwissenschaften ab. Die seit Kant verdrängte und von Brentano eingebrachte „Erlebnissphäre“ sei der sichere Boden einer Grundlagendisziplin, die Aussagen über „Wesen“ und Wesenszusammenhänge begründen könne. Man habe sich den Bewußtseinsgegebenheiten auf jenem Boden voraussetzungslos zuzuwenden. Zu gültigen Aussagen gelange man durch eine Folge immer radikalerer Reduktionsschritte. Durch dieses methodische Vorgehen komme man zu dem „Phänomen selbst“ und werde schließlich zu den Grundlagen, die den Phänomenen vorausgesetzt sind, geleitet. Edmund Husserl hat unter anderen Max Scheler, Martin Heidegger, Gabriel Marcel, Merleau-Ponty, Paul Ricoeur und Jean-Paul Sartre beeinflusst.

Im heutigen Salzburger Nachtstudio hören Sie Rudolf Burger, Johann Mader, Michael Benedikt und Karl-Otto Apel zu „Edmund Husserl und die Krise der Phänomenologie“.

Univ.Do. Rudolf Burger, Leiter der Abteilung für gesellschaftsbezogene Forschung im Wissenschaftsministerium, Mitveranstalter des Symposions, steckte von vornherein den Rahmen ab:

„Als Husserl am 7. und 10. Mai 1935 auf Einladung des damaligen österreichischen Kulturbunds den Doppelvortrag ‚Die Philosophie in der Krisis der europäischen Menschheit‘ hielt, war der Nationalsozialismus in Deutschland seit zwei Jahren an der Macht, in Österreich herrschte seit einem Jahr der Austrofaschismus. In Deutschland durfte der 77jährige nicht mehr publizieren. Nicht nur die mit den Vorträgen eingeleitete späte Wende Husserls zur Geschichte muß damals, im Lichte seiner früheren Werke, überraschend gewesen sein; sondern unter den herrschenden politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnissen muß vor allem die Art und Weise, wie Husserl diese Wende vollzog und welcher Begriff von Krise ihn dazu motivierte, befremdend gewirkt haben. Denn es war nicht die ökonomische Krise und die des politischen Systems, die er thematisierte, es waren nicht die Arbeitslosigkeit, der Aufstieg des Faschismus und die Vorbereitungen zum Krieg, es war nicht einmal der grassierende Antisemitismus, der Husserl als konvertierten Juden auch persönlich traf. Wenn er von Krise sprach, so meinte er – von den realhistorischen und unmittelbar politischen Phänomenen seiner Zeit anscheinend unbeeindruckt – eine Krise der europäischen Kultur, welche durch die enormen Fortschritte der neuzeitlichen Wissenschaft und Technik und durch die Realitätsmächtigkeit ihrer objektivierenden Methoden hervorgerufen wurde. Dieses Unternehmen muß vielen, die Husserl gehört haben, paradox erschienen sein. Denn jene Mächte, die damals den Ton angaben, welche die alt-europäische Kultur zerstörten und eine neue Barbarei heraufführten, beriefen sich keineswegs auf die Traditionen des europäischen Rationalismus; sie sahen ja keines-

wegs in Galilei und Descartes die ‚Urstifter‘ ihrer Weltanschauung, sondern sie suchten ganz im Gegenteil irrationalistisch durch ihre Abstammung und ideologische Herkunft sich aus den deutschen ‚Urwäldern‘ zu legitimieren. Nicht der wissenschaftliche Verstand also und seine Vergegenständlichung in einem Universum technischer Mittel schien die Krise, die sehr reale Krise seiner Zeit, verursacht zu haben, sondern ganz im Gegenteil die Preisgabe und Denunziation neuzeitlicher Rationalität. Daß zwischen dem aufbrechenden Irrationalismus und der auf objektivierende Rationalität verkürzten Vernunft ein Komplementaritätsverhältnis bestehen könnte, das ahnten damals nur wenige. Sie gehörten – erstaunlich genug – den verschiedensten politischen Lagern an. Die Arbeiten jener, mit denen sich in dieser Frage Berührungspunkte hätten ergeben können – wie etwa des frühen Georg Lukács oder der Mitarbeiter des Frankfurter Instituts für Sozialforschung – hat Husserl wohl nicht mehr zur Kenntnis genommen. Umgekehrt jedoch hat Max Horkheimer schon in seinem 1937 erschienenen Essay ‚Der neueste Angriff auf die Metaphysik‘, der sich kritisch mit den Theorien des Neopositivismus auseinandersetzt, auf die Bedeutung der Husserlschen Arbeit hingewiesen. In dieser Arbeit nennt Horkheimer Husserl den ‚letzten wirklichen Erkenntnistheoretiker‘. Die Tragweite der Husserlschen Spätphilosophie wurde allerdings erst Jahrzehnte später erkennbar, und dies nicht nur wegen des eher trivialen Umstands, daß sie erst in den 50er Jahren durch Veröffentlichung in den ‚Husserliana‘ praktisch zugänglich wurde. Sondern vor allem aus inhaltlichen Gründen: Denn das von Husserl behandelte Problematik der Lebenswelt, die Tatsache, daß die neuzeitliche Wissenschaft trotz – oder gerade wegen – ihrer atemberaubenden Erfolge als bloße Tatsachenwissenschaft uns, wie Husserl schreibt, ‚in unserer Lebensnot nichts zu sagen habe‘, diese Problematik der Husserlschen Spätphilosophie ist offenbar das Problem der hochindustrialisierten Gesellschaften des späten 20. Jahrhunderts geworden. Mit anderen Worten: Das Problem, auf das Husserl zu antworten versucht, ist heute aktueller denn je, und daher sind auch seine Antworten heute vielleicht interessanter als vor einem halben Jahrhundert, als er sie gab.“

Johann Mader, Professor für Philosophie an der Universität Wien, zu den zentralen Punkten der Wiener Vorträge Edmund Husserls:

„Es geht nun darum, daß Husserl die Phänomenologie der Lebenswelt entwickelt. Man sagt, er hätte sie erstmals in diesen Vorträgen grundgelegt und vorgebracht. Phänomenologie überhaupt meint die Bemühung, das, was wir Menschen erfahren, daraufhin zu befragen, was es nun selbst, an sich selbst sei, welches Wesen ihm eigentlich zukomme. Die Phänomenologie der Lebenswelt würde hier in den Wiener Vorträgen im wesentlichen die Frage stellen, welchen Charakters die Wissenschaft und welche Bedeutung sie für die Menschheit – Husserl spricht vom ‚europäischen Menschentum‘ – eigentlich hat. Die These vom neuen Ausgangspunkt der Phänomenologie der Lebenswelt scheint mir nicht so streng zu stimmen. Husserl geht immer vom Alltagsbewußtsein der Menschen aus und möchte dieses analysieren. Der Ausgangspunkt vom Alltagsbewußtsein meint einen Ausgangs-

punkt, in dem wir die Welt erfahren, noch bevor wir einen logischen Zusammenhang deutlich haben, bevor wir diese Erfahrung sprachlich klar auszudrücken vermögen. Martin Heidegger hat in diesem Sinn davon gesprochen, daß Phänomenologie vor-logisch und vor-prädikativ ausgeht. Die Intention, die Husserl in den Wiener Vorträgen verfolgt, ist die gleiche, die er ursprünglich im Sinne hatte. Es ging ihm wesentlich um eine Neubegründung der Philosophie. Husserl steht unter dem Eindruck der Erfahrung einer, wie er bereits 1910 in seiner Programmschrift ‚Die Philosophie als strenge Wissenschaft‘ formuliert hatte, radikalsten Lebensnot. Es ist dies, wie er sagt, eine Not, die an keinem Punkte unseres Lebens haltmacht, und diese Not liegt darin, daß man im Leben beständig Stellung nehmen muß, in welchem Lebenskreis auch immer. Und in den Entscheidungen geht es darum, das zu wählen, was gut ist, also eine Entscheidung zwischen Gültigem und Ungültigem zu treffen. Für diese Entscheidungssituation, meint nun Husserl, fehle dem Menschen die Verbindlichkeit der Norm. Es hat sich – so sagt er wörtlich – ‚ihre objektive Gültigkeit in allen Sollengebieten in Widersinn aufgelöst‘. Husserl hat somit den Nihilismus vor Augen, den Nihilismus, den Nietzsche ja schon heraufbeschworen hatte und den er in dem Diktum festgemacht hat, beschrieben hat: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Die Phänomenologie soll nun diesen Nihilismus überwinden, und zwar dadurch, daß sie dessen Grund angibt und dessen Auswirkung aufhebt. Und dazu ist einerseits eine Diagnose des Ursprungs des Nihilismus erforderlich, und andererseits gilt es, eine Therapie vorzuschlagen. Husserl sieht nun den Ursprung des Nihilismus in der Rationalität der europäischen Wissenschaft. Es ist die theoretische, naturalistische, objektivierende Haltung des Denkens, die das europäische Menschentum in eine Krise gebracht hat. ‚Auch ich bin dessen gewiß‘, sagt er, ‚daß die europäische Krisis in einem sich verirrenden Rationalismus wurzelt‘. Husserl beginnt damit eine Kritik an der Wissenschaft, wie sie im 20. Jahrhundert immer wieder aufgenommen und weitergeführt wird. Es geht Husserl darum, auch den Bereich der Normen des menschlichen Handelns und seiner Entscheidungen unter die Anforderung der Wahrheit, d.h. der Allgemeinverbindlichkeit und -gültigkeit zu stellen. Aber weder die naturwissenschaftliche Erklärung des Weltlaufs, noch dessen weltanschauliches Verständnis können gewissermaßen die Not des Menschen, nicht zu wissen, wie er in einer Situation entscheiden soll, beseitigen. Und es gilt daher für Husserl, daß es nunmehr die Philosophie ist, die Philosophie als Phänomenologie, die diese Aufgabe wahrzunehmen hat. Allerdings muß hier die Phänomenologie als strenge Wissenschaft gegeben werden. Denn es gilt für Husserl wörtlich, ‚die Not stammt hier von der Wissenschaft. Aber nur die Wissenschaft kann die Not, die von der Wissenschaft stammt, endgültig überwinden‘. Und so intendiert also Husserls Philosophie als strenge Wissenschaft, eben als Phänomenologie. Allerdings hat Husserl selbst im Laufe seines Lebens von 1910 an, also von seiner Programmschrift bis 1935, bis zu seinen Wiener Vorträgen, einsehen müssen, daß diese Forderung der Philosophie einer strengen Wissenschaft kaum leistbar ist.“

Die Wiener Vorträge gelten als ein neuer Markierungsstein im Denken Edmund Husserls. Zu dem Denkweg, den er vorher gegangen ist, führt Michael Benedikt, Professor für Philosophie an der Universität Wien, aus:

„Ich habe vor mir hier die Dissertation liegen, die Edmund Husserl im Jahre 1882 an der Wiener Universität eingereicht hat und mit der er auch promoviert wurde. Sie ist nicht ediert und ist nicht sehr bekannt.

Die Dissertation heißt ‚Beiträge zur Theorie der Variationsrechnung‘; Sie sehen also, eine mathematische Arbeit, der auch eine Habilitation gefolgt ist, die ebenso mathematischen Charakter hat, die ‚Grundlagen der Arithmetik‘. Es ist also die Grundlegung der Mathematik eines seiner Leitmotive; das gilt für den ganzen frühen Husserl, die Voraussetzungen und logischen Implikationen der Variationsrechnung, damit aber der Arithmetik im ganzen aufzusuchen, und dadurch einen Rationalitätsrahmen zu finden, der die Grundlegung der Mathematik in den Griff zu bekommen sucht. Wir müssen hier, bei dieser ersten Leitlinie oder bei diesem ersten Leitmotiv, allerdings an einer Sache festhalten, die uns auch in anderen Belangen immer wieder erstaunt: Husserl war der Gegenwart und dem Pegel der Forschung seiner Zeitgenossen im Bereich der Methodologie und der logischen Grundlagenforschung, der Logik selbst, wie sie etwa von Frege formuliert wurde, nicht voll gewachsen. Deshalb hat auch mit Bezug auf dieses erste Leitmotiv aufgrund der Rezension seiner ‚Grundlagen der Arithmetik‘ angesichts der Nähe zur Erlebnispsychologie Husserl Freges Kritik nachgegeben. Frege war also Rezensent von Husserls frühem Werk und seinem Leitmotiv, der erlebnisintentionalen Fundierung mathematischer Konstrukte, und Frege hat Husserl einer Sünde geziehen, die ein Mathematiker nicht begehen darf, nämlich des Psychologismus. Husserl habe Zimmermann, einem seiner akademischen Lehrer, und Bolzano, Zimmermanns Kollegen und akademischen Lehrer, Folge leistend, die strenge Disziplin der Arithmetik aus der Sphäre der Geltung in die Sphäre der Grundlegung der Psychologie hineingetrieben, so etwa die Anschuldigung Gottlob Freges. Damit gerät das erste Leitmotiv schon von Anfang an in eine Krisis, wie vorzüglich und wie elegant auch von seinen akademischen Lehrern, etwa Königsberger oder Bayer, die Doktorarbeit wertgeschätzt und wie subtil auch immer dann später die Habilitationsarbeit selbst gewesen sein mögen.

Die zweite grundlegende Denkform Husserls oder das zweite Leitmotiv ist der Kampf Husserls gegen zwei aufstehende Monster, wenn man so sagen darf. Hier ist er durchaus von der einen Seite schon von Frege affiziert. Es ist ein Kampf gegen den *Psychologismus* in der Erkenntnis-Philosophie und der Kampf gegen den *Naturalismus* in der wissenschaftsontologischen Philosophie. Franz Brentano, einer der hervorragenden Lehrer Husserls, ist haftbar zu machen für diese Schwierigkeiten. In seinen historischen Studien zur Revision der Comtischen Phasenlehre, in seinen systematischen Studien zu Aristoteles und in seiner Untersuchung zur Doppeldeutigkeit der Psychologie hatte Brentano zwar versucht, sich gegen den Psychologismus als Begründung der Philosophie zu wenden. Er hat es aber nicht vermocht, den Psychologismus endgültig auszuschalten. Ebenso derselbe Brentano steht in ebenso derselben Tradition

des kühnen nachkantischen Versuches, die ontologisch-analytische Methode des Aristoteles und die epistemologisch-methodische Evidenztheorie Descartes' in eine einzige meta-empirische Psychologie zu transformieren. Brentanos Interpretation der *Prima philosophia* klagt ein gemeinsames Fundament ein, welches Descartes nicht anders als Aristoteles betrifft, daß nämlich die Philosophie keine andere Methode haben möge als die Naturwissenschaft auch. Philosophie hieß bei Aristoteles Physik, und Philosophie hieß, wenn sie Begründungsphilosophie war, Erste Philosophie oder später Metaphysik.

Husserl hat sich allerdings immer nah auf der Basis dieser metapsychologischen Ebene zum Teil mit Erfolg, zum Teil erfolglos, gegen den Naturalismus seines Lehrers Brentano und gegen den Psychologismus seines Lehrers Brentano gewendet. Ich darf in diesem Zusammenhang noch einmal auf die doppelte Bedeutung des Psychologismus bei Brentano zurückkommen, da sie auf Husserl einen nicht unbeträchtlichen Einfluß hatte. Es hat Brentano allerdings zweierlei Formen von Psychologie unterschieden: auf der einen Seite die *genetische* Psychologie als Wissenschaft des Faktischen, die etwa den Zusammenhang von Bewußtseinskomplexen mit anderen Bewußtseinskomplexen, sogar den Zusammenhang von Vor- oder Unbewußtem mit Bewußtem beschreibt, und auf der anderen Seite die grundlegend-normative, die deskriptive Psychologie, welche die Rechtfertigung, Geltung und Begründung unseres Erkennens leistet. Nun hat aber Brentano gefordert, daß die deskriptive Psychologie – er nannte sie auch *Intentionalitätsanalyse* – ebenso strenger Wissenschaftlichkeit zu unterliegen habe wie die Naturwissenschaft. Aus Brentanos Wort stammt also das bislang immer noch zitierte verbindliche Satzgefüge, daß die Philosophie die Naturwissenschaft in ihrer Strenge nicht zu unterbieten habe. Dies ist, wie mir scheint, ein Schatten, der Husserl, wie schon Ryles Phänomenologiekritik gelegentlich der Rezension von Heideggers *Sein und Zeit* nachweist, bis zu seinen Pariser Vorträgen, den ‚*Méditations Cartésiennes*‘, auf der einen Seite, bis zu seinen Wiener Vorträgen oder seiner Prager Vortragsreihe auf der anderen folgt. Und dort, auch hier in Wien, widerruft er plötzlich, dort und hier sagt er: Ich habe mich geirrt. Wir müssen den Traum der Philosophie als strenger Wissenschaft ablegen.

Aber das ist eine etwas spätere Angelegenheit. – Ich bin bei dem mittleren Husserl stehengeblieben, sein Kampf gegen Psychologie und Psychologismus und Naturalismus steht jetzt zur Diskussion, den wir etwa von 1896, wo er, wie schon seit 1883/84, Hörer Brentanos gewesen war, bis 1907, ja bis zu den Untersuchungen 1911, also im Todesjahr des Hermeneutikers Dilthey, als sein philosophisches Zentrum ansehen. Philosophie als strenge Wissenschaft gegenüber der Psychologie und dem Psychologismus hier und dem Naturalismus da.

Die Zerteilung von genetischer Psychologie und deskriptiver Psychologie hatte aber zunächst den Anschein, so etwas wie zwischen Erkenntnisbegründung hier und einer Analyse unserer Empfindungen da zu unterscheiden. In dem weiteren ist Husserl einige Fußstapfen weit seinem Zeitgenossen und auch Wiener akademischen Kollegen Mach gefolgt. Ernst Mach hat

in der ‚Analyse der Empfindungen‘ zum größeren Teil zunächst eine Abart der genetischen Psychologie als die Basis, als die Grundlagenwissenschaft exponiert und ist – so wie ich es sehe – in ständigem Suchen nach einer Methodologie bemüht, die genetische Psychologie oder – wie er es nennt – die Analyse der Phänomene oder den ‚Phänomenalismus‘ als wissenschaftliche Basistheorie einzubringen. Allerdings ist Machs Bestreben demjenigen Husserls gerade gegenläufig. Husserl sucht im Übergang von seiner Betroffenheit aus der Kritik Freges zu seiner neuen Grundlegung nach einer transzendentalen, d.h. gültigen, ‚originären‘ Subjektivität, während Ernst Mach gerade zum Zweck der Organisation der Sinnesempfindung das Ich durchstreicht, ausschaltet, sodaß etwa Hofmannsthal oder Weininger ironisch dieses Rest-Ich bloß mehr als ‚Wartesaal der Empfindungen‘ bezeichnen werden, als Konglomeratsort, worin das sich ökonomisch optimal Durchsetzende sich einbringt, aufgrund einer Strategie des je stärkeren Zusammenhaltens; wogegen das, was sich nicht durchsetzt, einfach in das Unterbewußtsein zurückzufallen hat.

Husserl hat einen anderen Weg genommen und hat vielmehr aufgrund der sogenannten phänomenologischen Epoché – und hier komme ich auf ein Schlüsselwort Husserls – versucht, der Komplexion, d.h. der Gestaltung unserer phänomenalen sinnlichen Eindrücke, ein logisches Muster zu verpassen, dessen Zentrum doch das Selbstbewußtsein des Ichs geblieben war. Die Kritik des Naturalismus wendet sich somit auf Grund dieses Rückzuges, dieser Epoché, gegen drei Bewegungen, zugleich Persönlichkeiten: auf der einen Seite gegen seinen Lehrer Brentano, auf der anderen Seite gegen den Darwinismus und schließlich und endlich gegen einen ontologischen Objektivismus, der behauptet, man könne Bewußtseinszustände aus Vor- oder Unbewußtem ableiten. Husserls zweite Hauptphase, also der mittlere Husserl, von dem wir jetzt sprechen, hat es sich ab seinen ‚Logischen Untersuchungen‘ bis zu seinen ‚Ideen zu einer reinen Phänomenologie‘ zur Aufgabe gemacht, diesem Naturalismus, d.h. der Ableitbarkeit des bewußtseinsmäßig Intentionalen aus dem Vor- und Unbewußten, endgültig die Straße zu versperren, zu blockieren. Und genau das kennzeichnet ihn als Klassiker von so etwas wie einer phänomenologischen Grundeinstellung im Gegensatz zu einer bloß phänomenalistischen, wie etwa der der Mach-Schule oder Avenarius-Schule. Verstärkt hat Husserl sogar später in seiner letzten Phase gemeint, daß sowohl Psychologismus als auch Naturalismus uns ab der neuzeitlichen Wissenschaftsepoche, d.h. ab der Galilei-, Descartes-, Newton’schen Phase, in ein Dilemma hineingeführt haben, dessen wir noch nicht Herr sind, nämlich daß wir selbst gemachte und selbst gebaute Weltinterpretationen, zusammen mit Machs Ökonomieprinzip, auf uns rückerwidern; dieser fast Goetheschen Geschichte, daß wir nicht mehr Meister unserer eigenen Produkte sind, dieser zur These umgeformten Geschichte, hält Husserl seine kritische Schrift seit 1929, also seine ‚Cartesianischen Meditationen‘, entgegen.

Wir kommen damit zu der dritten Phase des späten Husserl. Während die beiden ersten Phasen sich zugleich auch gegen die Geisteswissenschaft und auch gegen die Gesellschaftswissenschaft wenden, d.h. antihermeneu-

tisch eingestellt sind, wendet sich die letzte Phase nun zu einem möglichen Ausgleich mit der Hermeneutik, d.h. mit der Interpretationskunst des Verstehens, zu. In dem Zusammenhang ist zu erinnern, daß die neuzeitliche Wissenschaft nicht bloß eindimensional cartesianisch-naturalistisch-metanaturalistisch-rationalistisch ist, sondern daß ihr immer im Hintergrund entweder die Ethik oder eine Gesellschaftslehre oder eine Poetologie steht, wenn man nicht nur an Descartes’ Ethik-Konzept, sondern auch an den ein Jahrhundert später lebenden Vico denkt. Es stehen also immer konträr einander gegenüber auf der einen Seite Gesellschaftswissenschaft, auf der anderen Seite so etwas wie Naturwissenschaft und ihre strategische Begründung, und es steht beiden noch einmal im Rücken die Hermeneutik, d.h. die Auslegung dessen, was wir spontan als Mitglieder einer Gesellschaft von wohlzivilisierten, kultivierten, ja die Zukunft gestaltenden Menschen zu tun haben und immer schon getan haben. Diese Disziplin nennt man Hermeneutik. Hermeneutik hat, wie man weiß, drei Bedeutungen: Erstens ist sie Schriftauslegung, Auslegung der Heiligen Schriften, zweitens ist sie Auslegung von Schriften, Textzusammenhängen, ‚Kontexten‘ oder Gestalten überhaupt, und drittens ist sie Auslegung von gesellschaftlichen Verhältnissen hinsichtlich deren *verborgener* Sinnstrukturen. Da gibt es den wörtlichen Sinn, es gibt den allegorischen Sinn, da gibt es den rätselhaften oder tropischen Sinn, der uns erst im Handeln aufgeht und nicht theoretisch erfaßbar ist, sondern, wenn man ein Vorhaben durchführt und es auch tut, und dann gibt es zum Schluß den Erfüllungssinn, der uns erst aufgeht, wenn wir eine Angelegenheit beendet haben, d.h. wenn der Baum geschlägert, die Sau geschlachtet oder das Fest gefeiert ist: Erst dann geht uns der sogenannte eschatologische Sinn auf.

Husserl war immer skeptisch gegenüber der Hermeneutik, deren vornehmlichster Vertreter Wilhelm Dilthey war. Es gibt eine ständige, das Gespräch zwischen Husserl und Dilthey begleitende Haßliebe dieser beiden deutschen Philosophen – oder des norddeutschen Philosophen Dilthey und des österreichischen oder süddeutschen Philosophen Edmund Husserl. Dilthey hatte die Souveränität, die allerdings bei Husserl nicht immer so ganz klar zum Durchbruch und zum Vorschein gekommen ist, wie er Husserl einmal seiner, Diltheys Frau, als den bedeutendsten Philosophen seit Hegel vorstellte, und das besagt schon einiges für Dilthey, der ja den Lehrstuhl von Hegel in Berlin innehatte.

Die allerletzte Phase Husserls, der späteste Husserl, wendet sich eher dem Ideal der Hermeneutik zu, allerdings in einer besonderen, von Dilthey niemals verfolgten Weise. Wir sehen also beim späten Husserl so etwas wie eine Hinwendung zu einer kulturgeschichtlichen, um nicht zu sagen kulturmorphologischen Betrachtung – dieser Ausdruck ist allerdings etwas in Verruf gekommen.“

Univ.Do. Rudolf Burger zur Wirkung von Klassikern und zur Wirkungsgeschichte Edmund Husserls:

„Einen Intellektuellen ehrt man nicht dadurch, daß man ihn feiert, sondern dadurch, daß man ihn kritisiert. Nur so zeigt man, daß man ihn ernst nimmt. Das zu sagen, ist gerade in Österreich wichtig, wo wir von einem Jubiläum ins nächste stolpern, wo unter dem Titel Jubi-

läumsfeiern Geschichte nicht lebendig gemacht, sondern museal ausgestellt und verharmlost wird, wo man durchs Gedenken das Denken verhindert. Genau die umgekehrte Absicht haben wir mit dem Husserl-Symposium verfolgt. Auch wenn dieses aus pragmatischen Gründen – wie etwa der Finanzierung – eher ironisch ein Jubiläum zum Anlaß genommen hat. Im Grund wollten wir zweierlei zeigen: erstens die ungeheuer breite, vielfältige und weitreichende Wirkungsgeschichte von Husserls Philosophie. Da ist zunächst – und vor allem natürlich – Heidegger zu nennen, der Husserls Assistent gewesen ist und dessen epochales Werk ‚Sein und Zeit‘ von 1927 methodisch durchaus der Phänomenologie verpflichtet ist. Umgekehrt muß man sich natürlich auch fragen – und dieser Punkt kam beim Symposium zur Sprache –, wie weit Husserls späte Lebensweltphilosophie von der Daseinsanalytik Heideggers in ‚Sein und Zeit‘ bei aller kritischen Distanz, die Husserl zu diesem Werk gehabt hat, beeinflusst gewesen ist. Sehr früh hat Husserl schon auf die französische Philosophie ausgestrahlt, insbesondere über die Vermittlung von Jean-Paul Sartre und Merleau-Ponty; Sartres ‚L'êtré et le néant‘, das ‚Sein und das Nichts‘ von 1943 steht ebenso sehr unter dem Einfluß von Husserl wie von Heidegger. Während aber der Einfluß von Heidegger auf das Denken Sartres sich rasch verliert, und zwar schon ab 1946, d. h. nach Heideggers ‚Humanismusbrief‘ und mit Sartres Zuwendung zum Marxismus, bleibt Sartres Philosophie bis zuletzt methodisch der Phänomenologie verpflichtet. Das gilt insbesondere für sein großes marxistisches Werk ‚Critique de la raison dialectique‘. ‚Die Kritik der dialektischen Vernunft‘ von 1960, die auf nur ironisch zu nennenden Umwegen wiederum die Kritische Theorie der zweiten Generation in Deutschland beeinflusst hat, insbesondere die Marx-Interpretation von Alfred Schmidt, während ja die erste Generation der Kritischen Theorie, und hier vor allem Adorno selbst, in scharfer Opposition zur Phänomenologie gestanden hat. A contrario wiederum hat Husserl auch auf den zur Subjektphilosophie der Phänomenologie und den von ihr grundierten Existentialismus antithetischen französischen Strukturalismus beeinflusst, so z. B. die Epistemologie Foucaults und den theoretischen Antihumanismus Althusser's. Letztlich ist auch jene etwas diffuse französische Theorieentwicklung, die unter dem Namen ‚Poststrukturalismus‘ fast schon populär geworden ist, über eine neuerliche kritische Rezeption Husserls gelaufen. So vor allem Jacques Derridas Kritik des Logozentrismus und der traditionellen Philosophie der Präsenz. Derridas schmaler, aber wichtiger Band ‚Die Stimme und das Phänomen‘ von 1967, der so etwas wie die ‚Stiftungsurkunde‘ des Poststrukturalismus darstellt, ist ja eine frontale Auseinandersetzung mit Husserls Logischen Untersuchungen. Zweitens kann man an Husserls Werk sehen, daß vieles von dem, was die Öffentlichkeit heute als Realprobleme beschäftigt, von der strengen Philosophie lange schon vorgedacht war, und zwar besser und verantwortlicher, als dies durch die in sogenannten Sachbüchern heute weitverbreiteten Trivialtheorien zu Zeitproblemen, wie z. B. zur Verwissenschaftlichung der Lebenswelt, geschieht. An Husserl, an diesem Klassiker der modernen Philosophie, kann man zeigen, was strenge Philosophie zu

leisten in der Lage ist, eine Philosophie, die heute im öffentlichen Bewußtsein kaum eine Rolle spielt, die von einer ebenso lauten wie oberflächlichen Medienphilosophie, vorgetragen von allerlei modischen Gurus einerseits, und von sozialphilosophischen dilettierenden Biologen, Technikern und Journalisten andererseits an die Wand gespielt ist. Es geht uns nicht um eine inhaltliche Revitalisierung der transzendentalen Phänomenologie und des Idealismus Husserls, sondern durch eine scheinbar lebensabgewandte Philosophie eines streng argumentierenden Erkenntnistheoretikers wollten wir die Bedeutung von Philosophie überhaupt für die Probleme des modernen Menschen aufzeigen. Und damit wollten wir durch Husserl, aber über Husserl hinaus, die praktische Bedeutung von theoretischer Philosophie ans Licht rücken.“

Ebenfalls zur Wirkung Husserls und der Auseinandersetzung mit ihm durch neuere Philosophen sprach der Frankfurter Philosoph Professor Karl-Otto Apel:

„Die gegenwärtige Krise der Phänomenologie ist meines Erachtens vor allem durch zwei Motive der Gegenwartsphilosophie bedingt, zwei Motive, die im Hermeneutic Pragmatic Turn schließlich sogar miteinander verschmolzen sind. Das erste Motiv ist durch die Orientierung an der logischen Form der Sprache bedingt, das zweite Motiv durch die Einsicht in die selbst auch sprachlich bedingte Kontextualität des Vorverständnisses der Phänomene. Beide Motive haben zumindest den Anspruch Husserls durch Rückgang auf apodiktische Evidenz der kategorialen oder Wesensphänomene die Philosophie selbst als voraussetzungslose, rigorose Wissenschaft zu begründen, in der Gegenwart nahezu vollständig diskreditiert. Im folgenden möchte ich dies zunächst durch eine genauere Charakteristik der beiden antiphänomenologischen oder zumindest antihusserlschen Motive der Gegenwartsphilosophie näher verdeutlichen. Dabei möchte ich allerdings auch zeigen, daß die gegen die Möglichkeit phänomenologischer Begründungsevidenz gerichteten Ansätze der Gegenwartsphilosophie selbst in Aporien hineinführen, in Aporien, die mindestens ebenso schwerwiegend sind wie die der klassischen Phänomenologie. Das erste der beiden von mir erwähnten antiphänomenologischen Motive ist durch die von Frege, Russell und insbesondere vom frühen Wittgenstein inaugurierte Neuorientierung der Philosophie an der logischen Form der Sprache bedingt. Diese methodische Neuorientierung führte philosophiehistorisch zu einer klaren Antithese zur Husserlschen Konzeption einer phänomenologischen Fundamentalphilosophie. Inwiefern? Im Namen der sprachlogischen Orientierung wollte man zeitweilig das zentrale Wahrheits-, ja sogar Gewißheitskriterium der Husserlschen Phänomenologie, eben die Evidenz der Phänomene als bloß subjektives Evidenzgefühl, abqualifizieren, d. h. als ein bloß psychologisch relevantes Phänomen, das bei der Begründung von Wahrheitsansprüchen wissenschaftlicher Aussagen überhaupt keine Rolle spielen darf. Dieser sprachlogisch orientierte Ansatz führte freilich – konsequent zu Ende gedacht – zu merkwürdigen Konsequenzen. Schon im Traktatus des jungen Wittgenstein traten zwei Systemstellen auf, an denen der Verfasser das Begründen von Argumenten einfach abbrechen mußte. Die eine Stelle betrifft die

empirische Begründung der sogenannten Elementarsätze durch Tatsachen. Diese Tatsachen konnten als Korrelate der sie abbildenden Elementarsätze von Wittgenstein lediglich postuliert, aber nicht ausgewiesen werden. Das war dann die Problematik der Protokollsätze. Die andere Stelle betrifft diejenigen Phänomene, mit denen es Wittgenstein selbst im Traktatus unmittelbar zu tun hatte und deren Evidenz er faktisch sogar als apodiktische Evidenz im Sinne Husserls anerkannt hat. Ich meine natürlich das, was sich nach Wittgenstein nur zeigt, aber nicht aussagen läßt, nämlich die nach Wittgenstein transzendentallogische Form der Sprache, die mit der Form der beschreibbaren und erklärbaren Weltsachverhalte identisch sein soll. Die beiden angedeuteten Konsequenzen der sprachlogischen Abweisung der methodischen Berufung auf Phänomenevidenz sind meines Erachtens durchaus aporetisch; sie lassen sich keineswegs als esoterische Kuriosa des Traktats abtun, sondern sie zeichnen die aporetischen Grenzen der sprachlogisch orientierten Philosophie überhaupt vor und darüber hinaus sogar die Aporien des sogenannten Kritischen Rationalismus Popperscher Provenienz. Inwiefern? Nun, zunächst machte sich die Aporie der empirisch-phänomenalen Begründung der Elementarsätze der Wissenschaft unangenehm bemerkbar. Sie zeigte sich in dem Augenblick, als man im logischen Positivismus bzw. logischen Empirismus die Suche nach empirisch phänomenal evidenten Elementarsätzen, also nach den sogenannten Protokollsätzen, abbrach und erst machte mit dem sprachlogischen Prinzip, daß Sätze nur durch Sätze, nicht aber durch phänomenale Evidenz begründet werden können. Das führte z. B. bei Otto Neurath zur faktischen Auflösung des bipolar gemeinten logischen Positivismus bzw. logischen Empirismus. An die Stelle des empirischen Wahrheitskriteriums der phänomenalen Evidenz von Erfahrungsdaten mußte für Neurath ein Kohärenzkriterium der Wahrheit im Sinne der Eingliederbarkeit von Sätzen bzw. Theorien treten. Für eine Wissenschaftstheorie der empirischen Wissenschaften war dieser Preis der antiphänomenologischen Orientierung an der logischen Form der Sprache sehr hoch, meines Erachtens zu hoch. Denn die empirische Wissenschaft muß, wie schon Brentano klar erkannt hat, damit rechnen, daß es nicht nur subjektiv psychologische Evidenzgefühle gibt, sondern auch objektive Phänomenevidenz. An dieser letzteren müssen auch gut eingliederbare Sätze bzw. Theorien irgendwie scheitern können, und zwar deshalb scheitern können, weil scheinbare Phänomenevidenz durch echte Evidenz muß korrigiert werden können. Wäre dies nicht möglich, so würde zumindest die empirisch experimentelle Wissenschaft ihren Sinn verlieren. Und empirisch bestätigbare kohärente Theorien der realen Welt ließen sich nicht mehr von kohärenten Theorien einer bloß möglichen Welt unterscheiden. Diese unerfreulichen Konsequenzen machen es verständlich, daß Karl Popper in seiner Logik der Forschung an einer realistischen Korrespondenztheorie der Wahrheit festhielt, und dies, obwohl Popper eigentlich im Hinblick auf die Unmöglichkeit des Begründungsrekurses auf Phänomenevidenz alle wesentlichen Voraussetzungen Neuraths teilte. Das zeigt sich z. B. darin, daß Popper bei seinem falsifikatorisch orientierten Begründungsproblem auch

nicht über die als Falsifikatoren fungierenden Basissätze hinausgehen kann. Die Gültigkeit der Basissätze kann nach Popper nicht etwa durch phänomenale Evidenz begründet werden, sondern an die Stelle solcher empirischen Letztbegründungen müssen Beschlüsse treten, die durch Phänomenevidenz lediglich psychologisch motiviert sind, wie es heißt, und das heißt streng genommen, verursacht werden können. Wenn es aber so steht, daß Sätze nur durch Sätze begründet werden können, wie kann Popper dann trotzdem vom Scheitern der Hypothesen bzw. Theorien an der Realität sprechen und statt der sprachlogisch orientierten Kohärenztheorie eine realistische Korrespondenztheorie der Wahrheit vertreten? Nun, soweit ich sehen kann, beruht dieser Anspruch Poppers nur darauf, daß er die rein logisch-semantische Rekonstruktion der klassischen Korrespondenztheorie durch Tarsky entgegen dem Anspruch Tarskys im Sinne einer realistisch ontologischen Korrespondenztheorie glaubt deuten zu können. Aber diese Deutung scheitert, genauer, sie scheitert genauso wie die zuvor erwähnten an der logischen Sprachform orientierten Ansätze der Wissenschaftstheorie, sie scheitert nämlich an dem Umstand, daß eine rein logisch-semantisch orientierte Wahrheitstheorie kriteriologisch irrelevant sein muß, wie ja auch Tarsky sagt. Sie abstrahiert ja gerade von der pragmatischen Dimension des Sprachgebrauchs und damit notwendigerweise auch von der Problematik möglicher Verifikation, Konfirmation oder Falsifikation von Aussagen durch phänomenologische Einlösung oder Nicht-einlösung der mit den Aussagen verknüpften subjektiv-intersubjektiven Wahrheitsansprüche."

Prof. Michael Benedikt abschließend zum Symposium:

„Es wurde in diesem Zusammenhang – und das war eigentlich der Grundtenor unserer Tagung – gefragt, in welches Dilemma hat uns Edmund Husserl hineingetrieben, welche Dilemmata hat er aufgelöst und welche Dilemmata hat er so aufgelöst, daß wir ihn besser verstehen, als er sich selbst hat verstehen können. Ein Dilemma, in das er uns hineingetrieben hat und das ihn immer wieder in die Gegenden von sogar dem Nationalsozialismus nahestehenden Philosophen, wie etwa Walther Schmidt-Kowarzik oder zum Teil sogar der Deutschtumforschung Max Schelers, gebracht hat, war sein Eurozentrismus. Husserl war der Meinung, daß die Achse von Griechenland in das Kulturzentrum des Deutschen Reiches, des erst wieder zur Blüte und zur Geltung zu bringenden Deutschen Reiches, die Aufgabe einer neuen positiven Kulturtherapeutik war. Nun, er hat ohne Zweifel ganz im Rousseau'schen Unterton durchaus Nachbargemeinschaften und Nachbargesellschaften gelten lassen, sofern sie in Kontakt und Kontrakt mit diesem Logozentrismus gewillt waren, einzutreten. Der zweite Gesichtspunkt, den wir in mehrerer Weise versucht haben zu durchleuchten, war Abkappung von der Arbeitswelt, der Tauschwelt oder der Kritik der kapitalistisch orientierten Besitzwelt, von dem, was man als den Zusammenhang von Lebenswelt und Feierwelt ausdrücklich gemacht hat. Es scheint Husserl zuletzt doch eher ein konservativer Denker zu bleiben, dem wir die strenge Distribution und strenge Analyse von naturwissenschaftlicher Begriffsbildung, naturwissenschaftlicher Axiomatik hier, politologischer Analyse da und geisteswissenschaftlicher

Hermeneutik drittens nicht zumuten können, d.h. wir müssen nicht bloß besser verstehen, was Husserl hat sagen wollen, sondern wir mußten Husserl immer wieder ein Komplement hinzusetzen, um ihn aus einem Blickwinkel zu beleuchten, der unserer heutigen Notwendigkeit entspricht. Die heutige Notwendigkeit bedeutet, wie ich sehe, daß die naturwissenschaftliche Begriffsbildung und Axiomatisierung nicht bloß Grundlagenforschung, sondern auch Forschung der modellhaften Anwendung des Resultats der Wissenschaft auf unsere gesellschaftlichen Verhaltensweisen zur Frage und zur Diskussion stellt. Es wurde aber auch der dritte Gesichtspunkt vordringlich, daß wir nicht mehr Bescheid wissen um die Vernetzungsmöglichkeiten zwischen Wirtschaft, Soziologie und Politik und daß wir deshalb noch wenig Ahnung haben von den Grundlagen der Hermeneutik, wie sie Vico betrieben hat oder wie sie etwa Esbroek für die Einzeldisziplin der Theologie vorlegt. Wir leben nämlich nicht in einer theologisch determinierten, sondern in einer weitestgehend säkularisierten Gesellschaft, und hier sind die Fragen der Hermeneutik unserer Texte und unserer ehemals ritualisierten Verhaltensformen noch viel schwieriger,

als sie zuvor waren. Die Einheit dieser drei möglichen Hinsichten, also die Untersuchung naturwissenschaftlicher Begriffsbildung, Axiomatisierung und Anwendung, die Zusammenschau von politologischen, von sozioökonomischen und ausdrücklich soziologischen, auch wissenschaftlichen Fragestellungen in bezug auf eine gelungene Texthermeneutik, zuletzt die Konfrontation mit dem Rest säkularisierter Theologie-Metaphysik, der Ideologie des Eurozentrismus, ist uns in mannigfachen Diskussionen mit Bezug auf so etwas wie eine Kontroverse auf dem Boden einer pragmatischen Anthropologie aufgegangen. Hierbei sind wir daraufgekommen, daß die bisherigen „Wissenschaften vom Menschen“, ob sie jetzt institutionell verfaßt sind oder nicht, noch kein taugliches Instrumentarium geliefert haben, um das, was Husserl einerseits hat sagen wollen, andererseits noch nicht hat sagen können, einzubringen.“

Die Referate und Beiträge des Symposions erscheinen im Frühjahr in der Edition S des Verlages der Österreichischen Staatsdruckerei (siehe erste innere Umschlagseite).

Sepp Rieder

REFORM DER BEDINGTEN ENTLASSUNG*)

I.

Daß Österreich mit seinem Häftlingsstand im europäischen Spitzenfeld liegt, ist bekannt; ebenso, daß dies nicht die Folge der Kriminalitätsstruktur ist. Der Durchschnittsstand der Strafgefangenen hat in den letzten Jahren bis 1983 ständig zugenommen, obwohl Jahr für Jahr weniger Personen verurteilt werden. Erst seit 1984 und 1985 hat der Durchschnittsbelag mit 6079 und 6075 Strafgefangenen etwas abgenommen.

Im Zusammenhang damit ist auch auf die ständige Zunahme der unbedingten Freiheitsstrafen hinzuweisen. Seit 1976 bis 1983 hat der Anteil der unbedingten Freiheitsstrafen ständig zugenommen. In den Jahren 1981 und 1983 ergaben sich mit 10 221 und 10 006 Verurteilungen zu unbedingten Freiheitsstrafen Spitzen, die in keinem Jahr nach der Strafrechtsreform erreicht worden waren. Erst das Jahr 1984 brachte sowohl anteilmäßig (11,1%) als auch in den absoluten Zahlen (9493) einen Rückgang der unbedingten Freiheitsstrafen. Noch kann man allerdings nicht abschätzen, ob es sich um eine Trendumkehr handelt, die sich auch 1985 fortgesetzt hat.

*) Die Überlegungen beruhen auf den Ergebnissen von Beratungen im Rechtspolitischen Arbeitskreis des Instituts für Wissenschaft und Kunst, der von Ministerialrat Dr. Sepp Rieder, Abg. z. NR, geleitet wird.

Dazu kommt schließlich der Trend zu längeren Freiheitsstrafen im mittleren und höheren Bereich der Kriminalität, den Univ.Prof. Dr. Burgstaller in einer 1983 veröffentlichten Untersuchung dokumentiert hat.

II.

Gerade bei einer solchen Entwicklung der gerichtlichen Strafenpraxis nimmt die bedingte Entlassung eine Schlüsselposition ein. Umso problematischer ist es, daß die bedingten Entlassungen in den letzten drei Jahren, nämlich von 1982 auf 1984, um fast ein Viertel zurückgegangen sind. Der Rückgang der bedingt Entlassenen ist sowohl auf eine Abnahme der an die Gerichte zur Entscheidung herangetragenen Fälle als auch, und zwar viel deutlicher, auf einen Anstieg der gerichtlichen Ablehnungen zurückzuführen.

Im Jahr 1984 wurden insgesamt 10 967 Strafgefangene aus der Strafhaft (bedingt oder unbedingt) entlassen, davon 1007 Strafgefangene aufgrund einer gerichtlichen bedingten Entlassung. Mehr als die Hälfte der bedingt Entlassenen, nämlich 567 Strafgefangene, hatten zum Zeitpunkt ihrer Entlassung von ihrer Strafe bzw. ihren Strafen bis zu einem Jahr verbüßt. Demnach wenden die Gerichte die bedingte Entlassung vorwiegend bei kurzen oder mittellangen Strafen an. Mehr als 97 Prozent der bedingten Entlassungen beziehen sich auf Freiheitsstrafen bis zu fünf Jahren.

Es mag sein, daß mit der Zurückdrängung der Freiheitsstrafe im mittleren Kriminalitätsbereich die Fälle seltener geworden sind, in denen von vornherein jedes Rückfallsrisiko ohne den geringsten Zweifel ausgeschlos-

sen werden kann. Umso deutlicher wird damit allerdings auch die Notwendigkeit, daß das rechtspolitische Konzept der bedingten Entlassung neu überdacht werden muß.

Das gegenwärtige Konzept geht von der unzweifelhaften spezialpräventiven Wirksamkeit des Vollzugs des Strafrestes aus, was gerade auch bei längeren Freiheitsstrafen von rechtssoziologischen Untersuchungen in Frage gestellt wird. Daß eine Probezeit, in der durch Betreuung und Kontrolle auf den Entlassenen eingewirkt werden kann, vielleicht eher geeignet ist, Rückfall zu verhindern, als die Verbüßung einiger weiterer Monate oder – bei längeren Freiheitsstrafen – Jahre Freiheitsentzug, aus der der Strafgefangene in völlige Freiheit entlassen wird, schließt das bisherige Konzept gleichsam von vornherein aus. Im gegenwärtigen System ist die Probezeit nicht ein spezialpräventives Instrument und keine Alternative zum Strafvollzug, sondern lediglich ein „Appendix“ einer vorzeitigen Entlassung, die sich der Verurteilte durch „gute Führung“ gewissermaßen verdient. Bezeichnend dafür ist, daß für die Prognose praktisch nur entscheidend ist, was bis dahin im Strafvollzug bewirkt wurde, nicht aber, was noch in der Probezeit bewirkt werden kann.

Der Begünstigungs- und Gnadencharakter, der heute der bedingten Entlassung anhaftet, wird noch durch das gesetzliche Erfordernis der Generalprävention betont.

III

Das Strafgesetzbuch verlangt für die bedingte Entlassung, daß „es nicht der Vollstreckung des Strafrestes bedarf, um der Begehung strafbarer Handlungen durch andere entgegenzuwirken“. Als ob die Verbüßung des Strafrestes für sich allein generalpräventiv wirksam sein könnte. Wie unrealistisch das ist, bestätigt die Rechtsprechung selbst, die längst die Generalprävention weit über den Gesetzeswortlaut hinaus, versteht. Die Rechtsprechung stellt nämlich darauf ab, „ob die weitere Vollstreckung ohne nachteilige Wirkung auf die Allgemeinheit und deren Rechtsbewußtsein unterbleiben kann“, oder verweigert die vorzeitige Entlassung, „um die allgemeine Normtreue zu erhalten, die Verdrängung verpöner Handlungsimpulse und schließlich die Abschreckungsfunktion der Strafnorm aufrecht zu erhalten“ (zitiert nach Mayerhofer/Rieder StGB²E 3 und 14 zu § 46). Je mehr aber die Generalprävention verallgemeinert wird, desto eher verliert sie als Erfordernis der bedingten Entlassung ihre eigenständige Bedeutung. Denn dann kommt es auf das Funktionieren oder Nichtfunktionieren der Strafrechtspflege insgesamt und nicht punktuell auf die bedingte Entlassung an. Es ist auch schwer verständlich, daß gerade die nicht öffentliche Entscheidung über die bedingte Entlassung, die öffentliche Meinung tiefgreifend beeinflussen sollte. Auf Medienveröffentlichungen über gelegentliche Rückfallstaten nach bedingter Entlassung kann es nicht ankommen. Andernfalls müßten nämlich Berichte über Rückfallstäter nach voller Strafvorbüßung ebenso den vorangegangenen vollständigen Strafvollzug in Frage stellen. Schließlich muß derjenige, den das Gericht generalpräventive Rücksichtnahmen spüren läßt, gleichsam doppelt zahlen. Denn einmal

fließen generalpräventive Momente in die Strafentscheidung im Urteil ein, und ein zweites Mal führt dann womöglich die Generalprävention zur Verweigerung einer vielleicht spezialpräventiv durchaus sinnvollen bedingten Entlassung.

IV.

Mittlerweile haben die Bemühungen um eine Reform der bedingten Entlassung zu gesetzgeberischen Initiativen geführt. Sowohl die Regierungsvorlage eines Jugendgerichtsgesetzes 1983 (23 BlgNR XVI. GP) als auch die Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1984 (364 BlgNR XVI. GP) enthalten Vorschläge zu Änderungen der Bestimmungen über die bedingte Entlassung. Mit dem Strafrechtsänderungsgesetz 1984 sollen freilich ausschließlich die Voraussetzungen der bedingten Entlassung nach zwei Dritteln der Freiheitsstrafe geändert werden. Sowohl die bedingte Entlassung nach der Hälfte als auch die bedingte Entlassung aus lebenslanger Freiheitsstrafe bleiben ausgeklammert. Damit bleiben diese Reformvorschläge freilich auf halbem Weg stehen.

Beide Regierungsvorlagen wollen erstens die bedingte Entlassung auch auf kürzere Strafen anwendbar machen, wo es derzeit nur die vorzeitige Entlassung im Rahmen der Weihnachtsamnestie oder aufgrund eines individuellen Gnadenaktes gibt. Bekanntlich verlangt das Strafgesetzbuch für eine bedingte Entlassung eine Mindeststrafezeit von sechs Monaten. Im neuen Jugendgerichtsgesetz soll diese Mindeststrafezeit auf einen Monat, mit dem Strafrechtsänderungsgesetz 1984 auf drei Monate herabgesetzt werden.

Zweitens schlagen beide Gesetzesvorlagen – mit der erwähnten Einschränkung – den Verzicht auf das generalpräventive Erfordernis vor.

Drittens schlägt die Regierungsvorlage zum Jugendgerichtsgesetz die Herabsetzung der (relativen) zeitlichen Voraussetzungen von zwei Dritteln auf die Hälfte der verhängten Freiheitsstrafe vor.

Viertens schlagen beide Regierungsvorlagen eine Neufassung der materiellen Voraussetzungen der bedingten Entlassung vor. Die Regierungsvorlage eines Jugendgerichtsgesetzes will darauf abstellen, daß „verantwortet werden kann zu erproben, ob der Strafgefangene in Freiheit keine weiteren strafbaren Handlungen begehen werde“. Diese Formulierung übernimmt den Text des § 57 Abs. 1 dStGB der Bundesrepublik Deutschland. Die Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1984 wiederum scheut vor dieser Formulierung zurück, weil sie dahin mißverstanden werden könnte, es werde auf Kosten der Allgemeinheit experimentiert (so die Erläuterungen der RV Seite 19). Es soll daher darauf ankommen, ob die bedingte Nachsicht des Strafrestes „verantwortet werden kann“.

V.

Ohne die Bedeutung der Reformvorschläge der Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1984 gering schätzen zu wollen, sind sie doch zu wenig weitreichend. Notwendig ist eine Strukturreform der bedingten

Entlassung insgesamt.

In diesem Sinn befürworte ich eine Reform, die der bedingten Entlassung den heutigen Ausnahme- und Gnadeneigenschaften nimmt und sie als vollwertige Alternative der Prävention versteht, die den Freiheitsentzug zu ersetzen geeignet ist. Die bedingte Entlassung ist so zu gestalten, daß sie zur Regelfall-Maßnahme wird, die gewissermaßen zum Strafvollzug gehört, weil ein stufenweiser Übergang aus der Unfreiheit des Gefängnisses die Sozialisierungschancen erheblich verbessern könnte.

Die bedingte Entlassung soll zum selbstverständlichen Teil des Vollzuges der Freiheitsstrafe werden. Ich bin aber gegen jede Automatik, die jeden Anreiz zu Initiativen während der Haft nehmen müßte. Auch würde eine Automatik, welcher Art immer, bei der Strafbemessung häufig vorweg berücksichtigt werden.

Im Mittelpunkt der Reform steht die Neuordnung der materiellen Voraussetzungen mit dem Bemühen, der Zweistufigkeit der bedingten Entlassung, die das Strafgesetzbuch schon heute vorsieht, zum Durchbruch zu verhelfen.

1. Nach Verbüßung der Hälfte einer zeitlichen Freiheitsstrafe soll zu prüfen sein, ob „die bloße Androhung der Vollziehung des Strafrestes allein oder in Verbindung mit anderen Maßnahmen (insbesondere Bewährungshilfe oder Weisungen) besser geeignet ist, den Rechtsbrecher von weiteren strafbaren Handlungen abzuhalten“. Das bedeutet Entscheidung nach sozialpräventiver Zweckmäßigkeit zwischen Verbüßung des Strafrestes auf der einen und Androhung der Vollstreckung unter Aufschub der Probezeit, in der Betreuung und Kontrolle möglich sind, auf der anderen Seite.
2. Für diese Prüfung soll dem Gericht – wirklichkeitsnäher als heute – stets die Wahrscheinlichkeit genügen („...anzunehmen ist...“), und nicht volle Gewißheit verlangt werden.
3. Als absolute Mindestzeit sollen künftig zwei Monate (statt bisher sechs Monate bzw. ein Jahr) genügen.
4. Je größer der bereits verbüßte Teil der Strafe ist, desto niedriger ist die sozialpräventive Wirksamkeit des noch verbleibenden Strafrestes gegenüber der bedingten Entlassung anzusetzen. Daher soll die bedingte Entlassung nach Verbüßung von zwei Dritteln die Regel sein. Der Strafrest nach Verbüßung von zwei Dritteln der Freiheitsstrafe soll nur dann sofort vollzogen werden, wenn „die weitere Vollziehung der Strafe unentbehrlich ist, um den Rechtsbrecher von weiteren strafbaren Handlungen mit schweren Folgen abzuhalten“. Dabei ist es realistischer, die Prognose nicht schlechthin auf die künftige Straffreiheit, sondern auf „strafbare Handlungen mit schweren Folgen“ abzustellen. Auch heute muß die bedingte Entlassung nicht automatisch widerrufen werden, wenn der Entlassene in der Probezeit eine strafbare Handlung begeht (§ 53 StGB).
5. Die bedingte Entlassung aus der lebenslangen Freiheitsstrafe soll an keine inhaltlich strengeren Voraussetzungen geknüpft werden als die aus zeitlicher Freiheitsstrafe. Damit würde übrigens ein Rechtszustand wiederhergestellt, wie er vor dem Strafrechtsänderungsgesetz 1960 bestanden hatte. In diesem Sinn soll nicht nur verlangt werden, daß „aus besonderen Grün-

den Gewähr geboten ist“, was gegenwärtig die bedingte Entlassung bei lebenslanger Freiheitsstrafe zur extrem seltenen Ausnahme macht. Dieser Schritt liegt umso näher, als in der aktuellen Diskussion über die lebenslange Freiheitsstrafe deren Befürworter sich auf die Möglichkeit der bedingten Entlassung massiv berufen. Die Herabsetzung der zeitlichen Voraussetzung von fünfzehn auf zwölf Jahre entspricht dem Gesamtkonzept, wonach bei der höchstzulässigen zeitlichen Freiheitsstrafe von zwanzig Jahren die Mindestzeit künftig zehn Jahre betragen wird, während sie bisher im Zweidrittelsystem fünfzehn Jahre beträgt.

6. In keinem Fall soll die Generalprävention eine sozialpräventiv zweckmäßige bedingte Entlassung verhindern. In den gesetzlichen Voraussetzungen soll also auf die Generalprävention schlechthin verzichtet werden. So stellt schon heute das Strafgesetzbuch beim Absehen vom Widerruf (§ 53 Abs. 1 StGB) nicht auf generalpräventive Erwägungen ab.
 7. Der Vorschlag der Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1984, wonach die Dauer der Probezeit über die Zeit des Strafrestes hinaus festgesetzt werden kann, ist auf Strafreste von sechs Monaten und mehr zu beschränken. Bei Kurzstrafen, aus denen künftig gleichfalls bedingt entlassen werden soll, stünde eine Probezeit über einem Jahr zum Strafrest in einem unangemessenen Verhältnis.
 8. Die Bestimmungen über den Widerruf der bedingten Entlassung sind dahin zu ändern, daß auch beim Absehen vom Widerruf für die Prognose Wahrscheinlichkeit genügt, und nicht volle Gewißheit verlangt wird.
 9. Als Gegenstück zur nachträglichen Verlängerung soll auch die Möglichkeit einer nachträglichen Verkürzung der Probezeit geschaffen werden. Das Gericht soll die Probezeit zu einer bedingten Entlassung nach Ablauf von mindestens einem Jahr vorzeitig beenden können, wenn aufgrund neuer Tatsachen anzunehmen ist, daß der Verurteilte keine weiteren strafbaren Handlungen begehen werde. Einen solchen Vorschlag enthält bereits – für die Jugendstrafrechtspflege – § 18 der Regierungsvorlage eines Jugendgerichtsgesetzes 1983.
 10. Nach § 46 Abs. 3 StGB ist für die zeitlichen Voraussetzungen der bedingten Entlassung, sofern der Strafgefangene unmittelbar nacheinander mehrere Freiheitsstrafen verbüßt, deren Gesamtdauer maßgebend. Im Zusammenhang damit soll gesetzlich sichergestellt werden, daß mehrere in verschiedenen Urteilen ausgesprochene Strafen an Stelle des nachteiligen Vollzuges in Raten gemeinsam vollstreckt werden. Dazu kommt es heute vielfach dann, wenn nach Verurteilung zu einer unbedingten Freiheitsstrafe eine bedingte Entlassung widerrufen werden muß und für diesen Widerruf ein anderes Gericht zuständig ist als das der letzten Verurteilung. Die Folge davon ist, daß der Betroffene meist kürzere Teilfreiheitsstrafen mit Zwischenräumen, in denen er sich auf freiem Fuß befindet, verbüßt.
- Durch eine weitreichende Zusammenfassung der Widerrufszuständigkeit beim letzterkennenden Gericht soll die Bildung einer Art Gesamtstrafe zur Strafvollstreckung erreicht werden. Soweit eine solche ge-

meinsame Widerrufsentscheidung nicht in Betracht kommt, soll eine „Vollzugshemmung“ Platz greifen: Es ist auf die eheste Entscheidung über den Widerruf durch das zuständige Gericht hinzuwirken und bis zum Eintritt der Rechtskraft der Entscheidung über den Widerruf mit der Vollzugsanordnung zuzuwarten, sofern sich der Verurteilte auf freiem Fuß befindet. Auch dazu enthält bereits – für die Jugendstrafrechts-pflege – die Regierungsvorlage eines Jugendgerichtsgesetzes 1983 im § 19 einen Textvorschlag.

Im Sinne dieser Überlegungen schlage ich für § 46 StGB folgenden Wortlaut vor:

Bedingte Entlassung aus einer Freiheitsstrafe

§ 46. (1) Hat ein Rechtsbrecher die Hälfte der im Urteil verhängten oder im Gnadenakt festgesetzten zeitlichen Freiheitsstrafe, mindestens aber zwei Monate verbüßt, so ist ihm der Rest der Strafe unter Bestimmung einer Probezeit bedingt nachzusehen, wenn insbesondere unter Berücksichtigung der Persönlichkeit des Rechtsbrechers, seines Vorlebens, seines Verhaltens im Vollzug und seiner Lebensverhältnisse anzunehmen ist, daß die bloße Androhung der Vollziehung des Strafrestes allein oder in Verbindung mit anderen Maßnahmen besser geeignet ist, ihn von weiteren strafbaren Handlungen abzuhalten, als die weitere Vollziehung der Strafe.

(2) Nach Verbüßung von zwei Dritteln einer zeitlichen Freiheitsstrafe, mindestens aber von zwei Monaten, ist der Rechtsbrecher bedingt zu entlassen, es sei denn, daß unter Berücksichtigung der im Abs. 1 angeführten Umstände sowie der Möglichkeit anderer mit der Entlassung verbundenen Maßnahmen die weitere Vollziehung der Strafe unentbehrlich erscheint, um ihn von strafbaren Handlungen mit schweren Folgen abzuhalten.

(3) Verbüßt ein Strafgefangener unmittelbar nacheinander mehrere Freiheitsstrafen, so ist ihre Gesamtdauer maßgebend.

(4) Ein Rechtsbrecher, der zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe verurteilt worden ist, ist dann bedingt zu entlassen, wenn er mindestens zwölf Jahre verbüßt hat

und insbesondere unter Berücksichtigung der im Abs. 1 angeführten Umstände sowie der Möglichkeit anderer mit der Entlassung verbundenen Maßnahmen anzunehmen ist, daß er in Freiheit nicht weitere strafbare Handlungen begehen werde.

VI.

Zur Reform der bedingten Entlassung gehört auch die Reform ihres Verfahrens. In den Regierungsvorlagen zum Jugendgerichtsgesetz 1983 und zum Strafrechtsänderungsgesetz 1984 blieb dieser Bereich ausgeklammert. Wir können aber auf die Vorschläge zurückgreifen, die die in der vergangenen Gesetzgebungsperiode eingebrachte Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1982 (1084 BlgNR XV. GP) enthalten hatte.

Bei der Änderung der Verfahrensbestimmungen geht es einmal um die intensivere Einbindung des Anstaltsleiters in den gerichtlichen Entscheidungsprozeß, soweit dies mit dem Grundsatz der Trennung von Justiz und Verwaltung vereinbar ist. Zum anderen soll über die bedingte Entlassung aufgrund einer Verhandlung unter Beteiligung des Betroffenen entschieden werden. Eine Entscheidung aufgrund der Aktenlage allein in nicht öffentlicher Sitzung soll nur dann zulässig sein, wenn aufgrund einer die vorzeitige Entlassung befürwortenden Stellungnahme des Anstaltsleiters und mit Zustimmung des Staatsanwaltes die bedingte Entlassung bewilligt werden soll.

Während die Änderung der Verfahrensbestimmungen einem weiteren Reformschritt vorbehalten werden könnte, halte ich die Reform der materiellen Bestimmungen über die bedingte Entlassung derart vordringlich, daß sie nicht künftigen Gesetzgebungsperioden vorbehalten werden sollte. Mit der Beratung der Regierungsvorlage eines Strafrechtsänderungsgesetzes 1984 in einem Unterausschuß des Justizausschusses bietet sich demnächst die geeignete Gelegenheit zur Reform der bedingten Entlassung. Es gilt, diese Chance zur raschen Verwirklichung zu nutzen.

NEUERSCHEINUNG APRIL 1986



„Registrierelokal für ehemalige Nazis“ in Wien, Ende Mai 1945

Aus dem Inhalt:

Heinz Fischer: Geleitwort
Lutz Niethammer: Problematik der Entnazifizierung in der BRD
Dieter Stiefel: Nazifizierung plus Entnazifizierung – Null
Robert Knight: Kalter Krieg und Entnazifizierung
Oliver Rathkolb: Politische Parteien und VoU, 1949
Klaus-Dieter Mulley: Wirtschaft
Wolfgang Kos: Bürokratie
Fritz Hausjell: Presse
Gerhard Renner: Schriftstellerverbände
Murray G. Hall: Buchhandel, Verlage
Willi Weinert: Universitäten
Sebastian Meissl: „Der Fall Nadler“
Reinhard Knoll: Rechts- und Staatswissenschaften
Albert Massiczek: „Zweimal illegal“
Andreas Maislinger: Tirol
Ernst Hanisch: Salzburg
Stefan Karner: Steiermark (Leykam)
Josef Markus: Strafverfolgungen von NS-Verbrechen
Brigitte Galanda: Wiedergutmachung
Diskussion von Zeitzugern (Karl Mark, Viktor Matejka u. a.)

VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE

Entnazifizierung in Österreich 1945–1955

Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst
März 1985

Hrsg.: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter Mulley, Oliver Rathkolb

360 Seiten, Ladenpreis ca. S 480,—
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—

Verlag für Geschichte und Politik, Wien

Klaus Nüchtern

**ZU EINIGEN LITERATUR-SOZIOLOGISCHEN THESEN
PETER BÜRGERS**

INSTITUTION KUNST

Es ist durchaus üblich, kulturelle Objekte – von steinzeitlichen Höhlenmalereien über mittelalterliche Schnitzaltäre bis zu den Bildern der neuesten, neuen oder nicht mehr ganz so neuen Wilden – allesamt als Kunst zu bezeichnen. Die Legitimität eines solchen Umganges mit dem Begriff ‚Kunst‘ scheint durch die Tatsache, daß alle diese Objekte als Ausstellungsobjekte, wenn nicht schon nebeneinander so doch im selben Gebäude oder zumindest im Rahmen derselben Institution, der des Museums nämlich, einem mehr oder weniger breiten Publikum präsentiert werden, verbürgt. Tatsächlich verhält es sich aber ein wenig anders, denn der Kunstbegriff – vom zeitgenössischen Bildungsbürgertum als gleichsam natürlich und seit jeher gegeben gehandhabt –, der bei der Betrachtung der Ausstellungsobjekte zur Anwendung gelangt, ist diesen möglicherweise nur mäßig oder gar nicht adäquat, da er in seinen wesentlichsten Bestimmungsstücken nur knappe zweihundert Jahre alt und damit alles andere als natürlich ist.

Die Nichtbeachtung der Historizität der gegenwärtig dominierenden Kunstauffassung kann, wie Peter Bürger zeigt, zur Folge haben, daß bei der Interpretation von historischen Kunstwerken deren spezifisch geschichtlicher Sinn verfehlt wird, weil der Kunstbegriff, auf den der Interpret zurückgreift, jünger ist als das interpretierte Werk. Die Deutung der La Fontain'schen Fabeln als reine Kunstwerke wäre ein Beispiel dafür.¹ In diesem Falle wird der didaktische Charakter der Fabeln unterschlagen, weil der zugrundegelegte Kunstbegriff ein Verfolgen außerästhetischer Zwecke als kunstfremd ablehnt.

Es ist das Verdienst Peter Bürgers, das Problem der historischen Genese des herrschenden Kunstbegriffs als solches benannt und zum zentralen Gegenstand seiner theoretischen Überlegungen gemacht zu haben. Im Mittelpunkt steht dabei der Begriff der ‚Institution Kunst‘,² dessen Einführung von Bürger selbst als Versuch gewertet wird, eine Rahmentheorie zu schaffen, die es erlaubt, die institutionalisierte Form von Kunstproduktion und Kunstrezeption in ihren Auswirkungen und Ursachen zu erfassen, und die darüberhinaus offen genug ist, um Einzelanalysen zu erlauben, die nicht zur bloßen Erläuterung von bereits davor auf theoretischer Ebene festgelegten Bestimmungen verkommen. Peter Bürger dazu selbst:

Ziel des hier zur Diskussion gestellten Ansatzes ist es, die schlechte Alternative von dialektischer und positivistischer Literatursoziologie zu überwinden, genauer: einen Bezugsrahmen zu entwerfen, der erlaubt, kritische Theoreme am historischen Material zu überprüfen. (IK, 174).

Und weiters:

Nimmt man den Gedanken der Historizität der Kate-

gorien ernst, d.h. geht man davon aus, daß die Entwicklung der Kategorien nicht unabhängig ist von dem Gegenstandsbereich, auf den sie sich beziehen, dann werden überhistorische Definitionen in dem Maße problematisch, wie sie mehr sein wollen als bloße Verständigungshilfen. Für eine Theorie des historischen Wandels der Institutionalisierung der Kunst heißt das: sie darf nur von einer formalen Definition des Begriffs Institution Kunst ausgehen, um nicht durch definitivische Festlegungen die Erforschung der historischen Veränderungen der Sache zu blockieren. (IK, 175)

Der Begriff ‚Institution Kunst‘ meint allerdings nicht jene Instanzen wie etwa Verlage, Museen, Theater . . . , die zwischen Einzelwerk und Publikum vermitteln, sondern „die epochalen Funktionsbestimmungen von Kunst in ihrer sozialen Bedingtheit“ (IK, 174).

Für die Institution Kunst, die sich in einer bürgerlichen und zunehmend kapitalistischen Welt als ein eigener und von anderen gesellschaftlichen Bereichen autonomer Teilbereich ausdifferenziert,³ ist die Loslösung von, ja schließlich die dezidierte Opposition zur Lebenspraxis konstitutiv. Für die davorliegenden Epochen war dies keineswegs der Fall:

In der höfisch-feudalen Gesellschaft ist die Kunst (. . .) Teil der höfisch-feudalen Lebenspraxis des Hofadels. Man denke nur an die Bedeutung des Salons und an die Integration von Kunst und Leben im höfischen Fest. Als Teil höfischer Repräsentation und Selbstdarstellung übernimmt die Kunst politische Funktionen; sie dient mittelbar oder unmittelbar der Legitimation absoluter Herrschaft. (IK, 186)

Die historische Veränderung dessen, was immer mit dem gleichen Begriff ‚Kunst‘ bezeichnet wird, läßt sich anhand der Veränderung dreier verschiedener Parameter (Verwendungszweck, Produktion und Rezeption) in einer Skizze darstellen:⁴

	sakrale Kunst	höfische Kunst	bürgerliche Kunst
Verwendungszweck:	Kultobjekt	Repräsentationsobjekt	Darstellung bürgerl. Selbstverständnisses
Produktion:	handwerklich kollektiv	individuell	individuell
Rezeption:	kollektiv (sakral)	kollektiv (gesellig)	individuell

(ThA, 63)

Uns interessiert hier primär die bürgerliche Kunst, auf die auch Bürger sein Hauptaugenmerk richtet. In ihr sind Produktion und Rezeption nicht mehr mit der Lebenspraxis verbunden. Dieser Wandel hat seine Ursache in ökonomischen und sozialen Veränderungen. Mit der Ausbildung des bürgerlichen und kapitalistischen Systems „verlieren die herrschaftslegitimierenden Weltbilder ihre Funktion“ (ThA, 30), da „die zentrale Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft in der Basis angesiedelt ist“ (ebd.). In seiner Argumentation bezieht sich Bürger hier auf Jürgen Habermas, der meint:

Weil die soziale Gewalt der Kapitalisten in Form des privaten Arbeitsvertrages als eine Tauschbeziehung

institutionalisiert wird und die Abschöpfung von privat disponiblen Mehrwert an die Stelle *politischer Abhängigkeit* getreten ist, übernimmt der Markt mit seiner kybernetischen zugleich eine ideologische Funktion; das Klassenverhältnis kann in der unpolitischen Form der Lohnabhängigkeit anonyme Gestalt annehmen.⁵

Dadurch wird das Teilsystem Kunst für andere Verwendungszwecke frei.

Die Institution Kunst als bloßen ideologischen Reflex der kapitalistischen Basis im Überbau zu sehen, hieße undialektisch denken, die Komplexität der Sachlage und das Wahrheitsmoment der Ideologie verkennen. Bereits der idealistischen Ästhetik eines Kant, Schiller oder Moritz ist ein Protest gegen die Folgen des Kapitalismus wie Zweckrationalität⁶ und Entfremdung immanent.

In Kants ‚Kritik der Urteilskraft‘ von 1790 wird das Wohlgefallen als „interesselos“ bestimmt.

... dabei wird Interesse durch die ‚Beziehung auf das Begehrungsvermögen‘ definiert (...). Wenn das Begehrungsvermögen diejenige Fähigkeit des Menschen ist, die auf der Seite des Subjekts eine auf dem Prinzip der Profitmaximierung gründende Gesellschaft ermöglicht, dann umschreibt der Kantsche Grundsatz auch die Freiheit der Kunst gegenüber den Zwängen der entstehenden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Das Ästhetische wird konzipiert als ein Bereich, der herausgenommen ist aus dem alle Lebensbereiche durchherrschenden Prinzip der Profitmaximierung. (ThA, 58)

In die Ästhetik Schillers findet ein Wissen um die Folgen einer Arbeitsteilung, die eine Klassengesellschaft bedingt und die Menschen zur Verrichtung entfremdeter Arbeit zwingt, Eingang. Durch diese ist die allgemeine und allseitige Ausbildung der vielfältigen menschlichen Anlagen, die Schiller als eine „in der geschichtlichen Entwicklung (...) angelegte Teleologie“ (ThA, 62) betrachtet, verhindert.⁷ Die Funktion der Kunst besteht nun für Schiller darin, „die Totalität des Menschen wiederherzustellen“ (ThA, 62), Humanität zu verwirklichen.

Gerade am Beispiel Schiller lassen sich die Aporien und Widersprüchlichkeiten der Institution Kunst in ihrer Autonomie (= Losgelöstheit von der Lebenspraxis) veranschaulichen. Für die Schiller'sche Ästhetik ist eine Opposition grundlegend: „Auf der einen Seite stehen Wirklichkeit, Körper, Natur als fremde Macht; auf der andern Schein, Form, Mensch und Freiheit“ (KiÄ, 63).

Gerade aber in der Autonomie, der Emanzipation des ästhetischen Scheins von der Wirklichkeit sieht Schiller die Voraussetzung für die Verwirklichung von Humanität und menschlicher Freiheit.

Insofern also das Bedürfnis der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur.⁸

Die folgenreiche Trennung von Kunst und Lebenspraxis wird also von Schiller ganz bewußt propagiert. Er bedauert sogar, „daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben“.⁹ Der weitreichenden Kon-

sequenzen dieser Trennung konnte sich Schiller natürlich nicht bewußt sein.

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zur versetzen, sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu *machen*, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.¹⁰

An diesem Zitat wird die Widersprüchlichkeit nicht nur des Schiller'schen Konzepts sondern der Institution Kunst überhaupt sichtbar: nachdem Schein und Wirklichkeit, Kunst und Lebenspraxis getrennt wurden, soll Kunst (das Reich des Scheins) trotzdem die Wirklichkeit verändern können. Das Verfügen über den Schein soll diese Veränderung leisten, die Vorstellung der Freiheit schon diese selbst sein. Hier ist zweifellos ein gewisser Eskapismus zu konstatieren. Die sogenannte Freiheit der Kunst, die u.a. darin besteht, daß sie „den Bereich sozialer Normen als Gegenstand frei verarbeiten“ (IK, 190) kann, wird durch ihre institutionalisierte Folgenlosigkeit tendenziell neutralisiert. Bürgerlicher Kunst eignet ein affirmatives Moment.¹¹

Mit der Abkoppelung des kulturellen vom ökonomischen und politischen System vollzieht sich die Ausdifferenzierung des Systems Kunst, die die Voraussetzung zu deren Selbstkritik darstellt. Diese Selbstkritik der Institution Kunst, so die grundlegende These Bürgers, wird durch die historischen Avantgardebewegungen (Dadaismus und Surrealismus) geleistet. Anstoß zu dieser Selbstkritik gab die völlige Trennung von Kunst und Lebenspraxis.

Existierten die Kunstwerke vom späten 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in einem Spannungsfeld zwischen Einzelwerk und Institution Kunst, je eigenem (politischen) Gehalt des Werks und dem institutionellen Autonomiestatus, so fallen Ende des 19. Jahrhunderts im Ästhetizismus institutioneller Rahmen und Gehalte zusammen. Damit ist die Ausdifferenzierung des Teilsystems Kunst vollendet:

Erst in dem Augenblick, wo auch die Gehalte ihren politischen Charakter verlieren und die Kunst nur noch Kunst sein will, ist die Selbstkritik des gesellschaftlichen Teilsystems Kunst möglich. Dieses Stadium wird am Ende des 19. Jahrhunderts im Ästhetizismus erreicht. (ThA, 34)

BEZUGSPUNKT ADORNO

„Nichts ist heute einfacher, als die ästhetische Theorie Adornos zu kritisieren“ (KiÄ, 128). Und weiters: „Die Anerkennung der Leistung Adornos darf aber nicht den Blick dafür verstellen, daß seine Ästhetik für uns historisch ist“ (KiÄ, 11). Diese Erkenntnis bedeutet für Bürger nun aber keineswegs, daß Adorno als vermeintliche Leiche abseits des Pfades durch die Geschichte der Ästhetik liegengelassen und dem Vermodern preisgegeben wer-

den könne. Gerade Adorno stellt für Bürger einen ständigen Bezugspunkt dar, auf den er immer wieder zurückkommt,¹² in Auseinandersetzung mit dem er seine eigene Position entwickelt.

Als historisch muß die Ästhetik Adornos u. a. deshalb betrachtet werden, weil sie auf die Kritik der historischen Avantgardebewegungen an der Institution Kunst zwar reagiert, sie allerdings falsch interpretiert. Für Adorno zielt der Angriff der Avantgarde eben nicht auf den Autonomiestatus der Kunst, sondern bloß auf das organische (geschlossene) Kunstwerk,¹³ das ein konstitutives Element idealistischer Ästhetik darstellt. Nun ist es zwar richtig, daß im avantgardistischen Kunstwerk¹⁴ das Konstitutionsprinzip des organischen definitiv negiert wird, allerdings versucht Adorno, indem er sein Hauptaugenmerk auf diesen Sachverhalt richtet und den viel entscheidenderen Angriff auf die Institution Kunst verkennt, den avantgardistischen Impuls „innerästhetisch zu bannen“ (KiÄ, 13). Darüberhinaus tritt Adorno dezidiert für die Aufrechterhaltung der Autonomie ein.¹⁵ Daß Adorno „das avantgardistische Projekt der ‚Liquidation der Kunst‘ [Adorno, K. N.], d. h. der Aufhebung der Kunst in Lebenspraxis, mit der Zerstörung des geschlossenen Kunstwerks gleichsetzt“ (KiÄ, 12), stellt für Bürger den „Anti-Avantgardismus Adornos“ (KiÄ, 13) dar.

Wie Bürger in seinem Buch ‚Zur Kritik der idealistischen Ästhetik‘ nachweist, ist Adornos Ästhetik (und nicht nur diese, sondern etwa auch die Lukács‘) zu einem hohen Ausmaß Kategorien der idealistischen Ästhetik verpflichtet.¹⁶ Das zeigt etwa Adornos ‚Rettung des Scheins‘¹⁷ genauso wie sein bedingungsloses Festhalten am Begriff des Kunstwerks gegen „die Tendenzen einer Auflösung der Kunst in Aktion (Dadaismus), Ausdruck (Expressionismus) und Revolutionierung des Alltags (Surrealismus)“ (KiÄ, 71) oder die Tatsache, daß er Kunst als ein Absolutes denkt,¹⁸ was ihn in die Nähe zu Schelling rückt: Für Bürger ist Adornos metaphysischer Werkbegriff allerdings nur der Ausdruck dessen, „was den institutionalisierten Umgang mit Kunstwerken zugrunde liegt“ (KiÄ, 88) – das Kunstwerk erscheint als ein Absolutes, weil es der institutionalisierte Umgang gleichsam als ein solches erscheinen läßt.

Adornos Absolutheitspostulat hängt vor allem auch damit zusammen, daß für Adorno das Kunstwerk zum Ort der Offenbarung von Wahrheit im emphatischen Sinne wird. Dadurch wird aber – so Bürger – die „Frage nach der gesellschaftlichen Funktion des Kunstwerks bereits auf der analytischen Ebene weitgehend abgeschnitten“¹⁹: „Als Ausdruck seines Wahrheitsgehaltes genügt das Werk sich selbst; jede darüber hinausgehende Funktion muß ihm (in der Sicht Adornos) äußerlich bleiben.“²⁰ Das wird durch das folgende Zitat aus der ‚Ästhetischen Theorie‘ sehr deutlich gezeigt: „Soweit von Kunstwerken eine gesellschaftliche Funktion sich präjudizieren läßt, ist es ihre Funktionslosigkeit“ (ÄT, 336f.). Da in Kunstwerken Wahrheit im emphatischen Sinne sich offenbaren soll, wird das Gelingen zum konstitutiven Moment: „Der Begriff eines schlechten Kunstwerks hat etwas widersinniges: wo es schlecht wird, wo ihm seine Konstitution mißlingt, verfehlt es seinen Begriff und sinkt unter das Apriori von Kunst herab“ (ÄT, 246). Der Meinung Adornos nach „protestieren Kunstwerke qua Form gegen die Ver-

dinglichung zwischenmenschlicher Beziehungen in der kapitalistischen Gesellschaft“.²¹ Daß diese Analyse Bürgers tatsächlich zutrifft, läßt sich anhand eines Zitates unschwer nachweisen:

„Noch im sublimiertesten Kunstwerk birgt sich ein Es soll anders sein; wo es nur sich selbst gleiche, wie bei seiner reinen verwissenschaftlichten Durchkonstruktion, wäre es schon wieder im Schlechten, buchstäblich Vorkünstlerischen. Vermittelt aber ist das Moment des Wollens durch nichts anderes als durch die Gestalt des Werkes, dessen Kristallisation sich zum Gleichnis eines Anderen macht, sein soll. Als rein gemachte, hergestellte, sind Kunstwerke, auch literarische, Anweisungen auf die Praxis, deren sie sich enthalten: die Herstellung richtigen Lebens.“²²

Dieser Ansatz Adornos ist allerdings problematisch, denn er „läßt nicht zu, daß es gelungene Werke gibt, denen entweder kein kritischer oder sogar ein affirmativer Gehalt zukommt“.²³

Ein anderer zentraler Aspekt der Adorno'schen Ästhetik, den Bürger einer Kritik unterzieht, betrifft die Entwicklung der modernen Kunst. Nach Adorno ist diese in ihrer Gesamtheit vom Prinzip der Negation von Tradition geprägt. Dies ist, so Bürger, eine Fehlanalyse Adornos, die darauf beruht, daß dieser den Traditionsbruch der historischen Avantgardebewegungen in seiner historischen Konkretheit und Singularität verkennt und zum übergreifenden Entwicklungsprinzip stilisiert. Die Entwicklung der modernen Kunst stellt sich Adorno als eine streng lineare Abfolge künstlerischer Materialien (Verfahren) dar, von denen allerdings jeweils nur eines als genuin modern gelten kann. Was sich der rigiden Innovationslogik, die Adorno für eine historische Notwendigkeit hält, nicht unterordnet, verfällt dem Verdikt des Rückschrittlichen. Dagegen wendet nun Bürger folgendes ein:

„Spätestens seit dem Ende der historischen Avantgardebewegungen hat man von einem Nebeneinander verschiedener Materialstände auszugehen, ohne daß es möglich wäre, einen dieser Materialstände als den avanciertesten zu bezeichnen. Das Nebeneinander von ‚realistischer‘ und ‚avantgardistischer‘ Kunst ist heute ein Faktum, gegen das legitimerweise Einspruch zu erheben nicht mehr möglich ist.“²⁴

Erst die historischen Avantgardebewegungen sind imstande, den künstlerischen Produktionsprozeß als ein freies Verfügen über Kunstmittel (Verfahren) zu begreifen.

Waren zuvor stilistische Normen verbindlich, so wird diese Verbindlichkeit mit der im Ästhetizismus erreichten Ausdifferenzierung des Systems Kunst schließlich hinterfragbar, da erst „die Ausdifferenzierung des Gegenstandsbereichs die Bedingung der Möglichkeit einer adäquaten Gegenstandserkenntnis [ist]“ (ThA, 22). Hinterfragbarkeit ist aber die Voraussetzung für die Möglichkeit von Kritik. Diese wird dann auch konsequenterweise von den historischen Avantgardebewegungen geleistet.

Für Adorno steht die Innovationslogik moderner Kunst in untrennbarem Zusammenhang mit dem Gesetz des Marktes, der fortwährend neue Konsumgüter produzieren muß. Adorno leitet seine Kategorie des Neuen unmittelbar von der Warengesellschaft ab. Für Bürger greift diese

Analyse zu kurz. Außerdem wird Adorno dadurch, daß für ihn „die Kategorie des Neuen in der Kunst notwendige Verdoppelung dessen [ist], was die Warengesellschaft beherrscht“ (ThA, 84), in Widersprüchlichkeiten verstrickt, weil Kunst für ihn doch immer auch Protest gegen Verdinglichung und Entfremdung als Folgen der Warengesellschaft darstellt. Bürger dazu:

Wenn Kunst sich nun diesem Äußerlichsten der Warengesellschaft [sc. der Kategorie des Neuen] anpaßt, so ist schwer einzusehen, wie sie gerade dadurch dieser soll Widerstand entgegenzusetzen können. Der Widerstand, den Adorno in der Kunst als einen unter dem Zwang zur Erneuerung stehenden zu entdecken meint, dürfte sich darin kaum auffinden lassen; er bleibt Setzung des kritischen Subjekts, das kraft dialektischen Denkens im Negativen die Positivität wahrzunehmen vermag. (ThA, 84)

In bezug auf sein eigenes theoretisches Unternehmen ist Bürger bescheiden:

Was heute als Grenze der Ästhetik Adornos erkennbar wird, sollte nicht zu der irrigen Annahme verleiten, damit seien bereits die Umrisse einer Ästhetik sichtbar gemacht, die Gegenwärtigkeit beanspruchen kann. Das ist um so weniger der Fall, als die angesprochenen Phänomene zwar in den Gegenstandsbereich einer solchen Theorie fallen, deren bloße Aufzählung selbst aber keinen Theoriestatus hat. Erst wenn es gelingt, die erkennbar gewordene Grenze der Ästhetik Adornos theoretisch zu bestimmen, dürfte zugleich der *theoretische Ort* gefunden sein, von dem aus sich eine Kritik der idealistischen Ästhetik formulieren läßt, die nicht bloß diejenige Adornos wiederholt. (KiÄ, 12)

Aus diesen Sätzen geht klar hervor, welchen Status die Ästhetik Adornos für Bürger hat.

Anmerkungen:

- 1 Siehe dazu: Bürger, Peter: Die Fabeln La Fontaines zwischen aristokratischem Divertissement und bürgerlicher Moralerziehung. In: Ders.: Aktualität und Geschichtlichkeit. Studien zum Funktionswandel der Literatur. Frankfurt/M. 1977, S. 21–47. (es 879).
- 2 Siehe dazu: IK (Bibliographie!). Dieser Aufsatz Bürgers ist wohl die beste Einführung in sein theoretisches Werk.
- 3 Der Prozeß der Emanzipation der Kunst von den anderen gesellschaftlichen Bereichen beginnt allerdings schon zur Zeit des Feudalismus in der höfischen Gesellschaft durch die Ent-Sakralisierung der Kunst.
- 4 „Die fettgedruckten vertikalen Linien deuten einen entscheidenden Einschnitt in der Entwicklung, die gestrichelten Linien einen weniger entscheidenden an. ... Das Schema läßt die Ungleichzeitigkeit der Entwicklung der einzelnen Kategorien erkennen.“ (ThA, 65)
- 5 Habermas, Jürgen: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus. Zitiert nach Bürger, ThA, S. 30.
- 6 Zweckrationalität ist laut Max Weber das dominante Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft. Sie folgt ihrerseits dem Prinzip der Profitmaximierung und ist der Logik von (Natur)beherrschung unterworfen. Zu diesem Aspekt siehe: Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt/M. 1971.
- 7 Diese Auffassung ist der Marx'schen durchaus ähnlich.
- 8 Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen, 26. Brief, V. Zitiert nach Bürger, KiÄ, S. 63.
- 9 Ebd.
- 10 Schiller, Friedrich: Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie. Zitiert nach Bürger, IK, S. 178.

- 11 Siehe dazu: Marcuse, Herbert: Über den affirmativen Charakter der Kultur. In: Ders.: Kultur und Gesellschaft 1, Frankfurt/M. 1980, S. 56–102. (es 101)
- 12 Zuletzt in einem, soviel ich weiß, unveröffentlichten Vortrag über ‚Adorno, Bourdieu und die Literatursoziologie‘, den er am 14. März 1985 in Wien gehalten hat. Im folgenden zitiert als: ‚Adorno, Bourdieu‘.
- 13 Das organische Kunstwerk ist nach dem syntagmatischen Strukturmuster gebaut; Einzelteile und Ganzes bilden eine dialektische Einheit. Die adäquate Lektüre wird durch den hermeneutischen Zirkel beschrieben: Die Teile sind nur aus dem Werkganzen, dieses wiederum nur aus den Teilen zu verstehen. (ThA, 107)
- 14 „Im avantgardistischen Werk verweist das Einzelzeichen nicht primär auf das Werkganze, sondern auf die Wirklichkeit“ (ThA, 126). Im avantgardistischen Kunstwerk bilden die einzelnen Teile keine organische Totalität mehr. Sie sind nach einem paradigmatischen Strukturmuster angeordnet und daher untereinander austauschbar. In der Montage etwa werden auch heterogene Teile integriert. Die Bedeutung dieses Verfahrens hat Adorno sehr genau erkannt und beschrieben: „Der Schein der Kunst, durch Gestaltung der heterogenen Empirie sei sie mit dieser versöhnt, soll zerbrechen, indem das Werk buchstäbliche, scheinlose Trümmer der Empirie in sich einläßt, den Bruch einbekennt und in ästhetische Wirkung umfunktioniert.“ (ÄT, 232)
- 15 Daß aber die Kunst von der unmittelbaren Realität, in der sie einmal als Magie entsprang, qualitativ sich sonderte, ihr Scheincharakter, ist weder ihr ideologischer Sündenfall noch ein ihr äußerlich hinzugefügter Index, als wiederholte sie bloß die Welt, nur ohne den Anspruch, selber unmittelbar wirklich zu sein. Eine solche subtraktive Vorstellung spräche aller Dialektik Hohn. Vielmehr betrifft die Differenz von empirischem Dasein und Kunst deren innerste Zusammensetzung. (Adorno, Th. W.: Erpreßte Versöhnung. In: Ders.: Noten zur Literatur. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M. 1981, S. 251–280, hier: S. 260f.) (stw 355)
- 16 Adorno äußert sich selbst dezidiert für die Bezugnahme auf traditionelle Kategorien. Siehe dazu: ÄT, S. 393.
- 17 Siehe dazu: KiÄ, S. 67ff.
- 18 Siehe dazu: KiÄ, S. 87f.
- 19 ‚Adorno, Bourdieu‘.
- 20 Ebd.
- 21 Ebd.
- 22 Adorno, Th. W.: Engagement. In: Noten zur Literatur, S. 409–430, hier: S. 429.
- 23 ‚Adorno, Bourdieu‘.
- 24 Bürger, Peter: Das Vermittlungsproblem in der Kunstsoziologie Adornos. In: Ders.: Vermittlung – Rezeption – Funktion, S. 79–92, hier: S. 90.

Im Text wurden folgende Siglen verwendet:

- ÄT ... ADORNO, Theodor Wiesengrund: Ästhetische Theorie. Hg. v. Gretel Adorno und Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1980. (stw 2)
- IK BÜRGER, Peter: Institution Kunst als literatursoziologische Kategorie. Skizze einer Theorie des historischen Wandels der gesellschaftlichen Funktion der Literatur. In: Ders.: Vermittlung – Rezeption – Funktion. Ästhetische Theorie und Methodologie der Literaturwissenschaft. Frankfurt am Main 1979, S. 173–199. (stw 288)
- KiÄ BÜRGER, Peter: Zur Kritik der idealistischen Ästhetik. Frankfurt am Main 1983. (stw 419)
- ThA ... BÜRGER, Peter: Theorie der Avantgarde. Frankfurt am Main 1982. (es 727)

Bettina Gruber

„... AUF GEBLÜH UND GEDEIH“

Anmerkungen zur neuesten Prosa Elfriede Jelineks

„Alle unsere kleinen und größeren Dichter, die immerzu weinen über die Welt, schreiben, verglichen mit Jelinek, eigentlich bloß Erbauungsliteratur.“¹

Die Prosa Elfriede Jelineks hat im allgemeinen weniger Skandal hervorgerufen als ihre Dramatik. Allerdings liegt das wohl hauptsächlich an den unterschiedlichen Formen der Präsentation, denn ihre Romane sind, sowohl an kritischer Haltung als auch an formaler Struktur, um nichts weniger konsequent als ihre Stücke.

1985 hat die Autorin neben der Posse „Burgtheater“ auch ein größeres Prosawerk veröffentlicht, das an die Tradition ihrer bisherigen Romane² anschließt. Ich sage „Tradition“, weil sich ein bestimmter Fundus von Motiven und Stilmerkmalen ausgrenzen läßt, der ihre Arbeiten durchgängig kennzeichnet. So die Kritik an der Medien- und Werbegesellschaft³ mit ihren verkleisterten, aber präsenten Klassenschranken und immer wieder an der zwiespältigen gesellschaftlichen Situation der Frau. Ebenso zeigen ihre Verfahrensweisen eine gewisse Konstanz. In „Oh Wildnis, oh Schutz vor ihr“ tritt ein neues Motiv hinzu: Natur.

I

Während die früheren Prosaarbeiten der Jelinek allesamt noch die Gattungsbezeichnung „Roman“ trugen, ist diese neue Arbeit nur durch die schlichte Anmerkung „Prosa“ gekennzeichnet. Das feste Handlungsgerüst, das „Die Klavierspielerin“ oder auch „Die Ausgesperrten“ kennzeichnete, ist hier in Auflösung begriffen. Die Handlung wird immer wieder unterbrochen oder überlagert von langen Reflexionen über Natur, Kunst, Korruption und die schlechte soziale Lage der ländlichen Unterschichten. Trotzdem läßt sich das Grundgerüst eines Handlungsablaufes festmachen. Der Text ist in drei Abschnitte gegliedert, und dementsprechend verschiebt sich der Fokus der Aufmerksamkeit von einer Figur oder Figurengruppe zur nächsten. Der erste Teil befaßt sich ausschließlich mit dem Schicksal des Holzknechts Erich, der soeben von seiner Frau verlassen wurde und zudem arbeitslos ist. Erich ist diesen ganzen ersten Abschnitt lang durch einen Hohlweg unterwegs zur Hauptfigur des zweiten, der ehemaligen Geliebten eines berühmten österreichischen Philosophen, die sich nach dessen Tod als Dichterin versucht und vergeblich um die Anerkennung der akademischen Welt wirbt. Ebenso beabsichtigt die Siebzigjährige, um Erich zu werben, für den sie im Keller eine „Liebesfalle“ aus Eimern und Besenstielen aufgebaut hat zwecks „Liebeserzeugung“ (97), und der sie schließlich selbst zum Opfer fällt, indem sie über die Stiege stürzt.

Der dritte Teil fixiert den Blick auf Vertreter der extremen Oberschicht: Der Jagdpächter, ein Kaufhausmillionär, der ein ehemaliges Jagdschloß Kaiser Franz Josephs plus dazugehörigem Wald besitzt, ist, begleitet

von seiner Frau, einer ehemaligen Filmschauspielerin, und der Vertreterin eines westdeutschen Konzerns nebst Personal zur Hirschjagd eingetroffen.

Das ganze Dorf drängt zur Besichtigung der hohen Herrschaften, Menschen, wie die Dörfler sie normalerweise nur auf der „Leinwand, auf unsrigem Schutz und Schirm“ (202) zu sehen bekommen. Thematisch wird hier der soziale Abstand zwischen den privilegierten Gästen und der einfachen Landbevölkerung exemplarisch vorgeführt an der Beziehung zwischen Holzknecht und Managerin, die für diesen letal endet: Erich, als Lustobjekt mit dem Reiz des Naturhaften – die Managerin „schaut den Mann an wie einen Teil der Schöpfung“ (35) – wahrgenommen, darf die Jagdpartie als Handlanger begleiten, zeigt sich dem unverhofften Glück, als er von der Managerin auf ihr Zimmer mitgenommen wird, nicht gewachsen und wird als vermeintlich Flüchtender von einem Leibwächter erschossen.

So viel zur Handlung im engeren Sinn. Viel wesentlicher für die kritische Funktion des Textes ist jedoch die Sprache, in der diese vermittelt wird. Die Erkenntnis der russischen Formalisten, wonach Form und Inhalt untrennbar sind, wie zwei Seiten eines Blattes Papier, erweist ihre Wahrheit gerade angesichts einer Prosa, die so bewußt durchkonstruiert ist wie die Elfriede Jelineks. Dem inhaltlichen Engagement entsprechen gewisse literarische Verfahrensweisen, die die Aussagen in ihrer gegebenen Form erst konstituieren. Es ist eine poetische Sprache, die ihre Besonderheit nicht dadurch konstituiert, daß sie alle Anklänge an die Alltagssprache eliminiert, sondern daß sie diese als Folie durchscheinen läßt, an der die poetische Arbeit sich vollzieht. Diese Arbeit ist wesentlich eine der Verformung und Destruktion vorgegebener sprachlicher Muster, die auf verschiedenen Ebenen der Sprache stattfindet und vom Reim über den Neologismus bis zum semantisch deformierten Sprichwort reicht. Verfestigte Sprachbilder werden hier aufgehoben, allerdings nicht bloß in der rein ästhetischen Absicht, den Automatismus der Wahrnehmung zu verstören und so ein neues Sehen zu ermöglichen. Das literarische Verfahren untersteht einem konkreteren Zweck: nämlich dem der Bloßlegung von gesellschaftlichen Mechanismen mittels der Bloßlegung ihrer Sprache.

Die „Normalsprache“, die von der Jelinek bearbeitet wird, setzt sich zusammen aus Diskursen wie denen der Werbung, der Lesebuchbelehrung und der Fremdenverkehrsprospekte. Besonders beliebt ist die Variation von Sprichwörtern oder stehenden Wendungen, bzw. deren Integration in einen Kontext, der sie ad absurdum führt. Der kunstvoll destruierte Normaldiskurs wird zu einer neuen poetischen Sprache verarbeitet.

Ich erläutere diesen Vorgang anhand einiger Beispiele: Eine zentrale Technik von „Oh Wildnis“ ist die Verwendung ähnlicher oder partiell gleichlautender Wörter, die einen Assoziationszusammenhang herstellen und den Kontext um einen ironischen Hintergrund erweitern. So ist die Rede von der Politik, die „jeden Tag unser kariertes, kastriertes Bett bereitet“ (143), und die Aichholzerin träumt davon, „gemütlich Kaffee und Kafka [zu] trinken“ (170). Auch vor Reimen schreckt Elfriede Jelinek nicht zurück: „Die Kunst ist ein Schleim. In ihr ist niemand daheim.“ (122), Zeitschriftenartikel sind „dreist wie Kar-

nickel" (136), Sommerfrischen harmonieren mit „Wirtschaftlichen" (155) und Dichtung mit „Vernichtung" (154), um nur einige Beispiele herauszugreifen.

Ebenso finden sich neue Wortprägungen: Der Philosoph, der eine zweifelhafte politische Vergangenheit aufzuweisen hat, „bezüchtigt" Hunde (151), „hausnet" in den Bergen und bietet der Aichholzerin einen Anlaß zum „existierIn" (115). Eine semantische Analyse kann hier nicht erfolgen, aber die Expressivität der Neuprägungen ist offensichtlich: Sie erfüllen eine ironisch-desavouierende Funktion. „Bezüchtigen" ist, um bei der Zuchtmetaphorik zu bleiben, eine Kreuzung von „züchten" und „züchtigen", die sich nahtlos in das Assoziationsfeld von NS-Utensilien einfügt, über die der Philosoph in den Text eingeführt wird. Die an sich neutral besetzte Tätigkeit des Hundezüchtens wird mit den suspekteren Vorlieben in Verbindung gebracht, die das – sadistische – Sexualverhalten des Philosophen kennzeichnen.

Von gleicher Expressivität sind die Konnotate, die durch Deformation stehender Wendungen und Sprichwörter auf der Satzebene erreicht werden: Die Nationalen ziehen ihre „fesche alte Niedertracht" an (158), „Allein sein beinander bleiben." (20) schießt es dem vereinsamten Holzknecht durch den Kopf, „Wo man trinkt, dort laß dich ruhig nieder..." (192) der Aichholzerin, die sich den Säufer auch erotisch dienstbar machen will. Es entstehen Satzmetaphern, die ihre kritische Kraft aus der Kombination von scheinbar inkommensurablen Bereichen beziehen: „Ihr (sci.: der Schauspielerin) gehört sogar eine Insel wie jeder Mensch keine ist." (213)

Die unerwartete Konfundierung einer ökonomischen Sphäre (materieller Besitz der Insel) mit einer quasi existentiellen (Isolation des Individuums gegenüber seiner Umgebung) erzeugt einen komischen Effekt, der zugleich schlaglichtartig die gesellschaftliche Verbindung von Sein und Haben beleuchtet. Die sprachliche Innovation erweist sich als ästhetischer Akt mit deutlich politischer Implikation.

II

Das Zentralthema von „Oh Wildnis" ist „Natur", ein Begriff, der im Lauf des Textes zwischen sehr unterschiedlichen Bedeutungen oszilliert. Seine Verwendung erweist sich als klassenspezifisch verschieden: So bietet die Natur sich den Protagonisten, je nach deren gesellschaftlichem Standort, verschieden dar. Für den Holzknecht ist sie eine alltägliche Gegebenheit, die mit der „eigentlichen" Welt der Medien nicht mithalten kann und die völlig hinter seinen praktischen Lebensproblemen zurücktritt. „Ärmliches Moos, kümmerliche Flechte, nirgends das Echte vom Bildschirm." (7) „Die Natur ist schmutzig, wo man mit ihr in Berührung kommt." (9) Trotz ihrer Alltäglichkeit behält sie etwas Befremdendes gegenüber den vertrauten geometrischen Formen der Bebauung. „Die Natur spottet jeder Beschreibung. Nur der Bahnhofsvorplatz ist noch halbwegs natürlich geschnitten." (43) Ganz anders die Managerin, der die Natur die Fortsetzung ihres sonstigen Lebensstils mit anderen Mitteln bedeutet: „Die Landschaft wird dieser Frau zum Theater. Holzknechte als Fußvolk und Geschlechtshelfer..." (35) Die Berge figurieren im Zusammenhang mit

ihr als „Luxusgegenstand" (55), der seinen besonderen Wert daraus bezieht, nicht käuflich zu sein. Der Aichholzerin dagegen ist die Natur ein Vorwand für ihre Dichtung, die ihr jene Beachtung und Anerkennung sichern soll, die sie als einfaches Anhängsel des Philosophen nie beanspruchen durfte. „Sie nimmt kleine Bissen Natur in sich auf. (...) Die Dichterin stellt sich auf die Empfindung ein und beschreibt damit den Fels. Der Bergsteiger liest es verständnislos. Sie arbeiten doch beide an der Natur, die sie als ein Turngerät mißbrauchen. Sie gehen beide in die Irre. Die Natur hält still." (93)

Im Grunde sind alle drei Positionen durch ein instrumentelles Verhältnis zur Natur gekennzeichnet, mit dem Unterschied freilich, daß die beiden Frauen, die die gehobenen Schichten vertreten, sich darüber betrügen: Die vorgeblich zweckfreie, nur der Gefühlserhebung geweihte Naturbetrachtung bürgerlicher Provenienz wird als ein durchaus auch strategisches Instrument sichtbar, das dem Interesse an der eigenen Individualität und Einmaligkeit auf die Beine helfen soll. Der einen ist die Natur ein Turngerät, der anderen ein Theater: Die beiden Metaphern wären ohne weiteres gegeneinander austauschbar, obwohl sie verschiedenen Wortfeldern angehören: Sowohl auf dem Theater als auch in der Turnhalle ist es das Individuum, das seine Leistungen präsentiert und verkauft. Auf ihre Einmaligkeit bedacht sind denn auch beide Frauen in gleichem Maße, die Managerin, für die das „Gesetz der Serie" (85) nicht gilt, und die Dichterin, die sich, eine „alte Henne auf dem Gipsei" (101), einen Platz neben dem Philosophen erschreiben will.

Weiters haben alle Positionen gegenüber der Natur einen sehr wesentlichen Aspekt gemeinsam: Sie schlagen soziale Vorgänge ihrem Naturbegriff zu und reproduzieren damit, der Klassenzugehörigkeit ungeachtet, ein verbreitetes Denkbild, das Konservatismus und Liberalismus miteinander teilen. Wirtschaftliche Vorgänge erscheinen als quasi naturbedingt – „Ein schwerindustrieller Konzern hat sich aus ersten Anfängen heraus entwickelt wie das Leben selbst." (46) –, gesellschaftliche Überlegenheit erscheint als natürliche, so wenn der Holzknecht und ungelernete Arbeiter im Vergleich mit den Universitätsassistenten, die bei der Dichterin zu Gast sind, als „Menschenkalb aus dem Holz" erscheint. (102) Die Rechtfertigungsfunktion dieses Denkmusters, das soziale Differenzen durch den Schein des Natürlichen legitimiert, wird offengelegt, indem die Jelinek es ironisch überstrapaziert. So heißt es über die Kinder von Erichs krebskranker Schwester: „Die Kinder der Schwester drücken ihre Fußballen jetzt schon Lehrstellen auf. Doch sie werden zerquetscht, so gemein ist die Natur manchmal. Und so unbesonnen der in ihr tätige Lehrherr. Wie gern entläßt er die Ausgelernten, denen er mehr zahlen müßte." (41)

Die Institution, die diesen diffusen Naturbegriff, der Natur im engeren Sinne ebenso umfaßt wie das Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse, vermittelt, ist hauptsächlich das Fernsehen. „Ein kleiner Kasten hat ihm erklärt, was er von der Natur zu sehen hat und was nicht." (77) Dem Vergleich mit dem Fernsehen muß sich stellen, was von der Umgebung wahrgenommen wird. „Nirgends das Echte vom Bildschirm" (7), so nimmt der Holzknecht

seinen Arbeitsplatz wahr. Die Realität der Medien wird zur eigentlichen Realität, die die Wahrnehmung der tatsächlichen Alltagswirklichkeit determiniert und sie als zweite Wahl gegenüber der vom Bildschirm erscheinen läßt. „Eine über und über bestickte Sängerin erscheint im Bildkasten, spreizt weit die Kiefer. Es ist Anneliese Rothenberger, glaube ich. Zu ihren Füßen keine dreckige Wäsche wie bei uns daheim.“ (65) – „Diese Frauen sind nicht wie im Film, also sie sind anders als die gewohnte Hausmannskost im Fernsehen jeden Abend.“ (207) Die Dörfler sind Menschen, die „niemals in Illustrierte passen werden.“ (199) Der Text bestimmt sie, wie sie sich selbst, *ex negativo*, aus dem was sie nicht sind, die Jagdgäste um den Kaufhauskönig aber positiv aus ihrer Affinität zu den begehrten Produkten der Reklame. Ganze Partien des Textes werden vom Diskurs der Werbung bestimmt. Die Managerin ist „am ganzen Körper abwaschbar“ (216), will sich „bügelfrei erhalten“ (217) und erscheint Erich so kostbar wie eine „fein blumengemusterte Tapete“ (ebd.). Sie wird vom Holzknecht mit der Welt der Medien selbst gleichgesetzt, dem Begehrenswerten schlechthin: „Nie sieht sie amerikanische Familien im Fernsehen an, sie ist ja selbst das Fernsehen.“ (39) Die Ähnlichkeit mit den Bildern aus dem Kasten bestimmt den Anwert von Gegenständen oder Personen. Das den Dörflern Erreichbare ist so ständig konfrontiert mit einer Welt begehrter Gegenstände, von denen sie höchstens schlechte Kopien besitzen können. Die Degradierung der Realität zum Abklatsch erstreckt sich bis in die Beziehungen, die als die persönlichsten gelten, nämlich die zwischen Mann und Frau. Der verheiratet gewesene Erich „... informiert sich lieber aus Color-Büchern was die Frau eigentlich ist.“ (78) Die Situation der Jelinek'schen Figuren erscheint wie ein Anwendungsfall der These Walter Benjamins, wonach die Erfahrung im Zeitalter der Industriegesellschaften als Kategorie problematisch wird. Benjamin diagnostiziert einen Zerfall von Erfahrung im historischen Prozeß, den er an Industrialisierung, Entstehung der modernen Großstadt und neue Kommunikationsmittel gebunden sieht. Die Moderne wird als „Zeit der Erfahrungslosigkeit“ charakterisiert, und das bedeutet für Benjamin auch, als Zeit in der nicht mehr erzählt werden kann. Der Kategorie der Erfahrung entspräche, seiner These zufolge, die Geste des Erzählens, das er als Mitteilungsform der vorbürgerlichen Gesellschaft zuschreibt.⁴ Für unseren Zusammenhang ist hier lediglich interessant, daß die Erfahrungslosigkeit, der die Figuren von „Oh Wildnis“ offensichtlich ausgesetzt sind, ihren formalen Widerpart in einer Auflösung der Erzählstruktur und einer ironischen Thematisierung der Erzählinstanz findet. So ist der assoziative Fluß der Rede nicht immer eindeutig einer solchen Instanz zuzurechnen, sondern kann passagenweise auch als eine Art innerer Monolog gelesen werden. Am deutlichsten ironisiert der Schluß des zweiten Abschnitts die traditionelle Allmachtsposition des Erzählers: „Zu Fleiß und aus den undurchschaubaren

Gründen der Kunst erfährt jetzt keiner, ob sie es überlebt hat. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wie Gott kann einer, der etwas erfindet, das Werk so oder so gestalten. Wie geht es also aus? Ich bin ja keine Uhr, daß ich es wüßte.“ (195) Die Lesererwartung, die mit einer Information über den Ausgang der Aichholzer-Affäre rechnet, wird düpiert. Nicht umsonst sind die ersten beiden Teile „Gedicht“ und „Keine Geschichte zum Erzählen“ betitelt, der dritte unter die ironische Überschrift „Herrliche Prosa! Wertvolle Preise!“ gestellt, die nicht den Inhalt, sondern den literarischen Akt selbst – das Schreiben von Prosa – thematisch macht. Der Auflösung des erzählenden Prinzips entspricht die Auflösung der Figuren, die, in ihrer Wahrnehmung völlig dominiert von den von der Mediengesellschaft oktroyierten Mustern, keiner eigenen Erfahrung fähig sind. Konsequenterweise erscheint das Schicksal des Holzknechts oder der Alten auch nicht als tragisch: Als Figuren, die kein angemessenes Bewußtsein von ihrer gesellschaftlichen Situation entwickeln können, bleiben sie Spielbälle eben dieser Situationen: der Holzfäller Opfer seines deklassierten Sozialstatus, die Aichholzerin Opfer ihrer Rolle als Frau. Das Fazit der Jelinekschen Beobachtungen ist in jeder Hinsicht pessimistisch, sowohl was die Ebene des Individuellen als auch was die gesamtgesellschaftliche angeht: Das Individuum ist in „Oh Wildnis“ nur mehr eine einfache Funktion eines – schlechten – Gesamtzusammenhangs. Diese Sicht der Dinge, die keine Hoffnung auf gesellschaftliche Veränderung zu erkennen gibt, ist deswegen doch alles andere als eine neutrale Lagebeschreibung; im Gegenteil, die radikale Negativität der Perspektive ermöglicht erst den kritischen Biß.

Anmerkungen

- 1 Besprechung eines Hörspiels E. Jelineks in der „Stuttgarter Zeitung“ vom 24. 7. 85
- 2 Nach Erscheinungsjahren geordnet:
„wir sind lockvögel baby“, Roman, Reinbek, 1970
„Michael – ein Jugendbuch für die Infantilgesellschaft“, Rowohlt, 1972
„Die Liebhaberinnen“, Roman, Rowohlt, 1975
„Bukolit“, Hörroman, Rhombus, 1979
„Die Ausgesperrten“, Roman, Rowohlt, 1980
„Die Klavierspielerin“, Roman, Rowohlt, 1983
- 3 sh. v. a. „Michael – ein Jugendbuch...“, aber auch „Die Liebhaberinnen“ u. a.
Als erste Information über E. J. eignet sich:
Hilde Schmölder: „Frau sein und schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst“, Bundesverlag, Wien, 1982, S. 83ff.
- 4 Dazu ausführlich:
Krista R. Greffrath: „Metaphorischer Materialismus. Untersuchungen zum Geschichtsbegriff Walter Benjamins.“, Fink, München, 1981
Es ist interessant, zu bemerken, daß Benjamin den Erfahrungsmangel zunächst als Großstadtphänomen klassifiziert hatte. Hier erstreckt er sich genauso auf die Provinz, die den Medien ebenso ausgesetzt ist wie die Großstadt; der Unterschied Stadt–Land ist, trotz der ständigen Rede über Natur, so gut wie annulliert.

Verlag für Gesellschaftskritik

5 Jahre Autoreninitiative

Kritische Veröffentlichungen über unsere Gesellschaft finden nicht leicht den Weg zu den Lesern. Die großen österreichischen Verlage bringen nur heraus, was marktgängig und nicht allzu anstößig ist. Wichtige sozialwissenschaftliche Analysen bleiben – meist zu teuer und in geringen Auflagen – den Insidern vorbehalten.

Darüber klagen alle. Dagegen kann aber auch etwas getan werden. Vor fünf Jahren nur eine kleine Gruppe, sind es mittlerweile 70 Autoren aus Wissenschaft, Kunst und Bildung, die ihre Manuskripte und die ähnlich Gesinnten nicht mehr einem Großverlag abliefern, sondern ihre Bücher selbst verlegen – in einem Verlag der Autoren.

Ziel des Verlags für Gesellschaftskritik ist es, mit seinen Büchern und Zeitschriften ein möglichst breites Publikum zu erreichen. Das zwingt die Autoren, über Schreibearbeit und gesellschaftliche Rolle nachzudenken, der Arbeit an der Schreibmaschine gesellschaftliche Praxis hinzuzufügen. Eine Herausforderung für jeden Autor, der nicht in seinem Elfenbeinturm verkommen möchte.

Karl Ucakar DEMOKRATIE UND WAHLRECHT IN ÖSTERREICH

Zur Entwicklung von politischer Partizipation und staatlicher Legitimationspolitik
656 Seiten, S 368,—



Eine politikwissenschaftliche Analyse der Entwicklung demokratischer Institutionen und Strukturen in Österreich für die Zeit vom aufgeklärten Absolutismus bis zur Gegenwart. Die Entwicklung der politischen Demokratie erweist sich in dieser Sicht als Ergebnis sozialer Kämpfe mit Fortschritts- und Reaktionsphasen.

Georg Scheuer GENOSSE MUSSOLINI

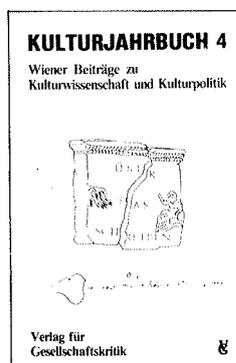
Wurzeln und Wege des Ur-Fascismus
164 Seiten, S 148,—



Warum Mussolini? Und wieso Genosse? Diese zumeist erstaunten Fragen sind berechtigt, und das allzulange verlegene Schweigen ist verständlich. Der „Fall Mussolini“ ist aus mehreren Gründen für die Rechte und für die Linke peinlich. Gemeint ist Mussolinis jäher Übergang vom Chefredakteur des „Avanti“ (Zentralorgan der PSI) zum Gründer des Fascismus Nummer Eins.

KULTURJAHRBUCH 4 Über das Schreiben

166 Seiten, S 178,—



Das Kulturjahrbuch 4 bricht das Schweigen um das Schreiben. 22 Autoren geben Einblick in Bedingungen, Voraussetzungen und den Prozeß des Schreibens.

Emmerich Talos / Wolfgang Neugebauer (Hg.) „AUSTROFASCHISMUS“

Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934—1938
3. erweiterte Auflage, 338 Seiten, S 198,—



Dieses Buch ist mittlerweile zum Standardwerk der österreichischen Geschichtsschreibung geworden und liegt nun als erweiterte Auflage vor. Die neuen Beiträge (von Anton Staudinger und Karl Stuhlpfarrer) beschäftigen sich mit der „Österreich“-Ideologie des Austrofascismus und mit dessen außenpolitischen Konzeption.

Otto Knörrich (Hg.)
FORMEN DER LITERATUR IN EINZEL-
DARSTELLUNGEN

VIII+450 Seiten. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1981
(Kröners Taschenausgabe; Bd. 478). S 222,30

In 43 Kurzmonographien – manche könnte man auch als monographische Essays bezeichnen –, deren Umfang von wenigen bis zu über zwanzig Seiten reicht, informieren die einzelnen von den Mitarbeitern an diesem Werk gekennzeichneten Artikel über die wichtigsten Literaturgattungen, wie etwa über den Roman, die Ballade, die Novelle, aber auch über das Fernsehspiel oder das Hörspiel. Die am Ende des jeweiligen Artikels aufgeführte Literatur ermöglicht es dem Leser, wenn nötig oder gewünscht, tiefer in die Materie einzusteigen.

Dieser Kröner-Band will, wie der Klappentext angibt, „Informationsbedürfnisse befriedigen, wie sie im Studien- und Wissenschaftsbetrieb, aber auch im Unterricht der Sekundarstufe II (diese würde wohl in Österreich der Oberstufe einer Allgemeinbildenden Höheren Schule entsprechen) ständig auftreten. So versteht sich das Werk als eine Art Handbuch, das sich als ebenso knappes wie umfassendes Auskunftsmittel für die verschiedensten Gelegenheiten empfiehlt.“ Der Rezensent kann diese Aussage vollinhaltlich bestätigen, hat sich doch das (nur im Format) kleine Bändchen auf allen drei vorhin genannten Ebenen in der Praxis bestens bewährt.

Manfred Skopec

Manfred Lurker (Hg.)
WÖRTERBUCH DER SYMBOLIK

2., erw. Aufl., XVI+800 Seiten. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1983 (Kröners Taschenausgabe; Bd. 464). S 265,20

Dies ist nicht nur ein völlig neuartiges Wörterbuch, das einen umfassenden Überblick über die Symbolik gibt, wie sie in bildender Kunst, Literatur und Musik, in Religion und Philosophie, in den alten Hochkulturen und bei den Naturvölkern, im Volksbrauch und in den Geheimlehren (wie Alchemie, Freimaurerei, Magie) zum Ausdruck kommt, wobei auch die Ergebnisse der Psychologie und Soziologie gebührend berücksichtigt werden, sondern ein Werk, das sich aufgrund seines breiten Spektrums und seiner angenehmen Form der Darstellung beinahe wie ein spannender Roman liest. Unter Symbolik – so die Definition – versteht man zunächst „die sinnbildliche Darstellung und Bedeutung, so kann man von der Symbolik einer mythischen/literarischen Gestalt oder eines Kunstwerkes sprechen wie auch von der Symbolik einer Epoche, Kultur, Religion oder von Auferstehungssymbolik, Lebenssymbolik, Traumsymbolik. ...“ Darüber hinaus ist Symbolik „die Kunde, Lehre, Wissenschaft von den Symbolen, ihrer Entstehung, Bedeutung, Verbreitung und ihrer Einordnung in die einzelnen Symboliken im erstgenannten Sinne; ... Drittens wird mit Symbolik die Konfessionskunde bezeichnet, also die Lehre von den durch

die ‚symbola‘ (Glaubensbekenntnisse) festgelegten christlichen Konfessionen.“ Die von kompetenten Fachleuten verfaßten Artikel sind so gehalten, daß sie jedem, der sich nicht mit Schlagworten zufrieden gibt, über die unter der angeführten Definition subsumierten Bereiche umfassend und befriedigend Auskunft geben. Erschlossen werden die in den einzelnen Artikeln vorkommenden Symbole durch ein Register. So wird dieses Wörterbuch zu einem Wegweiser durch die Welt der Bilder und Symbole, wie sie uns ständig begegnen: bei der Lektüre eines Buches, beim Besuch eines Museums, während einer Studienreise, beim Betrachten eines Kirchenportals und nicht zuletzt in unseren eigenen Träumen.

Manfred Skopec

Gero von Wilpert (Hg.)
LEXIKON DER WELTLITERATUR. Band II:
Hauptwerke der Weltliteratur in Charakteristiken
und Kurzinterpretationen

2., erw. Aufl., XVI+1343 Seiten. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1980. S 936,—

Immer noch gilt Kindlers Literaturlexikon, ein zwölfbändiges Werklexikon, als das Standardwerk seiner Art. So war der Rezensent gespannt, ob es Gero von Wilpert, dessen andere bei Kröner erschienenen Werke den Rezensenten durch sein Germanistikstudium begleiteten, mit seinem zweiten Band des Lexikons der Weltliteratur (Band I: Autoren. Biographisch-bibliographisches Handwörterbuch nach Autoren und anonymen Werken) gelingen würde, in nur einem Band etwas mit Kindlers Literaturlexikon Vergleichbares zu schaffen. Tatsächlich ist ihm dies in glänzender Weise gelungen, ohne daß bei der Knappheit der Darstellung der Gehalt zu kurz gekommen wäre! Man muß Wilpert zu diesem Werk gratulieren: Als *erstes* einbändiges Orientierungsmittel in deutscher Sprache behandelt der immer noch handliche Band 4000 Hauptwerke der Weltliteratur von etwa 1600 Autoren.*) Das Werk ist aufgrund der Fülle des Gebotenen unübertroffen und vielleicht sogar unübertrefflich und stellt zusammen mit dem ersten Band des Lexikons der Weltliteratur oder auch für sich alleine ein wirklich unentbehrliches Hilfsmittel für jeden literarisch Interessierten dar. So erwies es sich etwa zum Finden der Rätsellösungen der auch über Österreich hinaus bekannten Fernsehsendung „Spiegelbilder“ als ideal; das Lexikon hat den Rezensenten dabei nicht nur nie im Stich gelassen, was bei der Internationalität der nach ihrem Lieblingsbuch Befragten eine sehr gute Testbasis liefert, sondern mehr als einmal hat sich das gedruckte Wort dem Bild auf dem Fernsehschirm, das den Weg zum gesuchten Werk weisen soll, ebenbürtig erwiesen.

Manfred Skopec

*) Berücksichtigt wurden bei der Auswahl nur Dichtungen und Werke der sogenannten „schönen“ Literatur, wobei sich der zeitliche Rahmen von den ältesten Dichtwerken des alten Orients bis in unsere Gegenwart spannt.

Benedikt Erhard / Willi Pechtl
MENSCHEN IM TAL

Bilder und Berichte von kargem Leben. Zur Alltagsgeschichte des Pitztales (1890–1950)
 176 Seiten, 94 Bilder, 1 Graphik. Haymon Verlag, Innsbruck 1985.

Dieses Buch ist eine Dokumentation vom Alltagsleben im Pitztal zwischen 1890 und 1950. Die beiden Autoren zeichnen mit Hilfe von Interviews, alten Photographien und erklärenden Texten ein authentisches Bild der Menschen und ihrer Geschichte dieses Tales.

Die Fotos stammen von zwei Tirolern, die unprofessionell, neben ihrer sonstigen Arbeit die Welt der Bauern und Arbeiter, den beginnenden Tourismus und den Einbruch des technischen Zeitalters festhielten. Benedikt Erhard und Willi Pechtl, der eine Historiker, der andere Kunsterzieher, versuchten eine realistische Darstellung des Lebens der Pitztaler, ihres Kampfes mit der Natur, gegen die soziale Enge und Arbeitslosigkeit, abseits von Klischees und Bauernidylle. Zwei Lebensbilder am Ende des Bandes runden die zahlreichen Erzählungen – in Pitztaler Mundart veröffentlicht, ab: Eines davon ist die Lebensgeschichte der Theresia Grassl. „Doch im Pitztal waren es schon immer die Frauen, die den größten Teil der Arbeit zu Hause verrichten mußten, solange die Männer weg waren.“ (S. 170) Und die waren oft weg – auf Arbeitssuche, im Krieg, in der Gefangenschaft.

Theresia Grassls erste Erfahrungen waren die des Ausgesetzterwerdens als „Außerhöfler“, d. h. der Hof ihrer Eltern lag außerhalb des Dorfes. Sie arbeitete seit frühester Kindheit – als Magd, als Hüterin, als Aushilfe; erlernte nie ein Handwerk oder einen Beruf – dies war selbst für die Männer des Tales meist eine Unmöglichkeit –, verrichtete auch schwerste Männerarbeit, z. B. Heuziehen, und meint dazu, es wären zwar genug Männer dazu dagewesen, aber vielleicht wäre es um sie weniger schädlich gewesen. Diese Bescheidenheit, diese Zurücknahme ihrer Person zeichnet ihre Erzählungen aus, und zugleich entsteht das Bild einer starken, selbstbewußten Frau, die sich durch nichts entmutigen ließ, der die Armut so sehr ein Teil ihrer selbst geworden ist, daß sie auch heute alles, was über ihre engsten Bedürfnisse hinausgeht, verschenkt.

Ein Buch der Berge, des Tales und seiner Bewohner, abseits von Tourismus und Hüttenzauber. Es sei allen empfohlen, deren Interesse über Schilifte und Lawinenkatastrophen hinausgeht.

Edith Prost

Karl Vocelka
RUDOLF II. UND SEINE ZEIT

228 Seiten, 186 z. T. farbige Abb., Böhlau Verlag, Wien 1985. S 596,–

Der engagierte Verlag ermöglichte dem Historiker, Kunstgeschichtler und Volkskundler Univ. Doz. Dr. Vocelka die Publikation, die uns einen der seltsamsten Herrscher aus dem Hause Habsburg näherbringt. Rudolf II. lebte in einer buntschrecklichen Zeit, bald zügellos, bald

wieder einsiedlerisch depressiv; nachdem ihn sein Bruder entmachtete hatte, verdämmerte er in der Prager Burg; er starb 1612.

Den Wienern ist er oft gegenwärtig: sei es, durch Grillparzer, auf der Bühne, sei es im Museum und in Sammlungen. Er gab, ein Protektor ohne Maßen, Unsummen aus, um seine „Kunst- und Wunderkammer“ bereichern zu können. Viel ist auf uns gekommen: die Grotesken Arcimboldos, die Breughels – es scheint dem Kaiser gleichgültig gewesen zu sein, daß die Soldateska im „Bethlemitischen Kindesmord“ eine habsburgisch-spanische ist. Nicht zu vergessen: die Kostbarkeit der Gemma Augustea.

Der Leser bedankt sich, daß der Text auf der linken Seite zum Bild auf der rechten paßt. – Nicht nur ein Buch zum Schenken!

agis

Renate Berger, Daniela Hammer-Tugendhat
 (Hrsg.)

DER GARTEN DER LÜSTE

Zur Deutung des Erotischen und Sexuellen bei Künstlern und ihren Interpreten
 204 Seiten, 78 z. T. farbige Abb., Dumont Verlag, Köln 1985. DM 18,80

Dieses Taschenbuch enthält vier, teils allgemein gehaltene, teils zentrierte Aufsätze zum Untertitel. Die Autoren sind durch gewichtige Publikationen ausgewiesene Kunsthistoriker. Der Titel leitet sich vom Triptichon des Hieronymus Bosch (entstanden um 1510) ab; es wurde gelästert, verkannt, aber auch ob seiner sublimen Erotik, deren hohen ästhetischen Wert man billigen müßte, geschätzt. Hochaktuell – besonders für Wien – ist der Beitrag „Zur Klimt-Rezeption“. Ausgezeichnet die Bebilderung, umfassend die Bibliographie.

Nur Voyeure werden enttäuscht sein.

agis

PHILOSOPHIE

PETER LÜFTENEGGER (HRSG.) EINLEITUNG · ELISABETH LIST · DIE WISSENSCHAFT DER WÄRDIGKEIT · DIE WISSENSCHAFT DER SCHÖNHEIT · EDGAR MORSCHER · ETHIK UND POLITISCHE ENTSCHEIDUNG · PETER FLEISSNER · EINE PHILOSOPHIE IN FEMOSÄHMELN · ALFRED PFIABIGAN · AUTOMARXISMUS UND MARXISTISCHE PHILOSOPHIE · JOHANN DVORAK · MAX ADLER UND DER MATERIALISMUS · FRANZ WIMMER · SOWJETISCHE POLITISCHE HISTORIE · EIN BEISPIEL FÜR MARXISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG · KONRAD LIESSMANN · KARL MARX · DIE THESEN ÜBER FEUERBACH · JOSEF RHEMANN · GESELLSCHAFTLICHE HINTERGRÜNDE · PHILOSOPHISCHE THEORIEN · CLEMENS REICHHOLZ · THEORIE UND METHODE · FRIEDRICH WALLNER · PHILOSOPHIE ALS THERAPIE · PETER ENGELMANN · DIE ROLLE DER PHILOSOPHEN IN DER FRANZÖSISCHEN GESELLSCHAFT

GESELLSCHAFT

IWK-Schriftenreihe Nummer 4:

PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT

160 Seiten, S 120,-

Dieser Band ist eine Zusammenfassung und Überarbeitung einer Diskussionsreihe aus dem Jahre 1983 unter dem gleichen Titel. Die Beiträge behandeln verschiedene Aspekte der gesellschaftlichen Relevanz der heutigen Philosophie. Die Autoren der Beiträge: Hans Dvorak, Peter Engelmann, Peter Fleissner, Konrad Liessmann, Elisabeth List, Edgar Morscher, Alfred Pfabigan, Clement Reichhoff, Josef Rhemann, Friedrich Wallner und Franz Wimmer. Organisiert und geleitet wurde die Diskussionsreihe von Peter Lüftenegger, der auch Herausgeber dieses Bandes ist.

SCHRIFTENREIHE DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Salzburger Volks

IWK INSTITUT FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST

Heute 20 Uhr Reißbrennplatz

die symbolische Verbrennung

die Bürger am Vorabend des Tages

Abdruck nationalsozialistischer

die

DIE VERBRANNTEN BÜCHER · 10. 5. 1933

Redaktion: Alfred Pfoser und
Friedrich Stadler

52 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, S 25,-

Alfred Pfoser: Öffentliche Reaktionen in Österreich auf die Bücherverbrennungen 1933

Herbert Exenberger: Bibliotheken in Österreich 1933-1945

Friedrich Stadler: Die Zerstörung der wissenschaftlichen Vernunft 1933-1945

Ernst Hanisch: „Nicht Österreich, sondern Deutschland über alles“. Zur Bücherverbrennung in Salzburg am 30. April 1938

Werner Reiss: „Index librorum prohibitorum“. Zur Geschichte der katholischen Zensur

Materialien

Auszug aus der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“, 1938-1942. Mit Schwerpunkt Österreich. Rezensionen verbotener Bücher. „Was Österreicher nicht lesen sollten.“

Neuere Jugendliteratur über Faschismus

Literatur zum Thema

**Wir versichern
Heute ...**



Pension 2000

Ob Sie im Ruhestand finanziell abgesichert sind oder nicht.

Ob Sie eine schöne zweite Pension bekommen oder nicht.

Ob Sie Ihre Familie optimal absichern oder nicht.

Ob Sie damit Steuern sparen oder nicht.

Das können Sie jetzt entscheiden.

Mit der Pension 2000.

Und der großen Sicherheit des größten österreichischen Privatpensionversicherers.

**... und
Morgen**



**WIENER
STÄDTISCHE**

BEITRITTSERKLÄRUNG

Ich erkläre mich mit den Bestrebungen des „Instituts für Wissenschaft und Kunst“ einverstanden und melde meinen Beitritt als Mitglied an.

Vor- und Zuname: _____

Geburtsdaten: _____ Telefon: _____

Wohnungsanschrift: _____

Berufsanschrift: _____

Beruf: _____

Interessenrichtung: Philosophie, Geschichte, Kunst, Musik, Naturwissenschaft, Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft, Literaturwissenschaft*

Datum: _____ Unterschrift: _____

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt S 100,—. Jugend- und Studentenmitgliedschaft (bis 25 Jahre bzw. bis Beendigung des Studiums) S 50,—.

* Nichtzutreffendes streichen

Ich bestelle

___ Ex. VERDRÄNGTE SCHULD – VERFEHLTE SÜHNE
Entnazifizierung in Österreich 1945–1955
Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder: S 336,—

___ Ex. PHILOSOPHIE UND GESELLSCHAFT
S 120,— (und Versandkosten)

___ Ex. DIE VERBRANNTEN BÜCHER
S 25,— (und Versandkosten)

___ Ex. POLITISCHES LIED
S 79,— (und Versandkosten)

___ Ex. AUSEINANDERSETZUNGEN ZWISCHEN VEREINSMEIEREI,
DEMOKRATISIERUNG UND EXPERTENHERRSCHAFT
S 40,— (und Versandkosten)

Name und Anschrift: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

Österreich und seine Feste. Die Belvedere gehört dazu.



*Belvedere,
der elegante Geschmack*

